No. 3. Jahrgang V. Berlin, 17. Januar 1896.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Herausgeber: A. Levin.

Redaktion u. Verlag: Gr. Hamburgerstraße 21.
Geöffnet werktäglich von 9—12.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Inland Mk. 2,00. * Ausland Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „Wochenschrift" erscheint an jedem Freitag mindestens 16 Seiten (2 Bogen), der „Jeschurun" am Schlusse jeden Monats mindestens 8 Seiten (1 Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsre Expedition.

Inhalt:

Zum 18. Januar.

Die deutsche Nation feiert morgen die Erinnerung an einen glorreichen Tag, der ein goldenes Blatt in der Geschichte Alldeutschlands ausfüllt, die Erinnerung an den 18. Januar 1871, in welchem der greise siegreiche Preußenkönig Wilhelm I. die deutsche Krone auf sein Haupt gesetzt und in seiner Proklamation für sich und seine Nachfolger auf dem Throne das feierliche Gelöbnis aussprach, „allezeit ein Mehrer des Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung". Erfüllt war der Traum, den die Besten der deutschen Nation geträumt, erreicht war nach heißen Kämpfen das Ziel, für welches die Edelsten der deutschen Söhne gekämpft und geblutet hatten.

Der 18. Januar 1871 bildet einen ereignisreichen Tag in der Geschichte, jener Moment, in dem ein preußischer Fürst im Spiegelsaal des Königsschlosses zu Versailles die deutsche Krone auf sein Haupt setzte und das zerstückelte ohnmächtig gewordene Reich wieder zu altem Ansehen und zu altem Glanz brachte. Nach drei siegreichen Feldzügen, nach unzähligen Schlachten war dies Einigungswerk den deutschen Stämmen gelungen, und inmitten dieser in der Geschichte fast beispiellos dastehenden Siege stand der wahrhaft fromme, gottesfürchtige Monarch, der greise Führer seiner siegreichen Truppen, und gelobte für die Zukunft den Frieden zu wahren!

In der That, es ist eine patriarchalische Gestalt, an die wir heute erinnert werden. Selten hat ein gütiges Schicksal so viel des Glückes und des Erfolges einem Sterblichen zugeführt; aber selten auch ist es einem Sterblichen vergönnt gewesen, trotzdem Maß zu halten, in kindlicher und aufrichtiger Demut vor Gott zu bleiben, bescheiden zurücktretend vor den genialen Leitern seiner siegreichen Armee und dem großen Leiter der deutschen Politik.

Dieses Fest vom 18. Januar kann jeder Menschenfreund mit ungeteilten Gefühlen feiern; es gilt nicht dem Andenken eines blutigen Krieges, es feiert nicht die Niederlage eines Feindes, es darf niemand verletzen — denn es gilt nur dem Andenken an das nach so vielem Sehnen und nach so vielen heißen Kämpfen wiedererstandene deutsche Reich! Es gilt dem Andenken der großen Männer, welche dieses nationale Werk zu schaffen mitgewirkt haben, vor allem dem des sympathischen, edlen Wilhelm I.

In diesen Tagen kennt man keinen Unterschied der Konfessionen; in jedem deutschen Gotteshaus, ohne Unterschied des Religionsbekenntnisses seiner Besucher, werden morgen Lob und Dank an den Lenker der Völkergeschicke ertönen. Die Juden, welche in ihren patriotischen Gefühlen dem andern Teile der deutscheu Bevölkerung nicht im mindesten nachstehen, werden mit demselben gehobenen Gefühl der Freude des 18. Januar 1871 gedenken, wie es jeder Deutsche in diesen Tagen empfindet. An den blutigen Kämpfen für Alldeutschland haben Juden teilgenommen, für die Größe und den Ruhm des deutschen Vaterlandes ihr Blut auf verschiedenen Schlachtfeldern vergossen, und selbst in jener Zeit, als es in Deutschland als ein Verbrechen galt, für Deutschlands Größe und Deutschlands Einheit einzutreten, haben jüdische Patrioten mit den größten Opfern ihrerseits für den Gedanken der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches gewirkt. Wir er-

innern nur an den edlen Gabriel Rießer, dessen Namen genannt wird, wenn man die der besten Männer Deutschlands nennt, und an unzählige andere, welche mit aller Kraft ihres geistigen Könnens für dieses Ideal gekämpft haben.

Am heutigen Tage wollen wir nicht an die trüben Erscheinungen der jüngsten Zeit erinnern; wir wollen die Worte des weisen biblischen Schriftstellers befolgen: Am Tage der Freude sei festlich und froh gestimmt. Wir hoffen auch, daß diese schlimmen und traurigen Erscheinungen, welche den deutschen Namen schänden, denn doch einmal von der Bildfläche des deutschen Vaterlandes verschwinden werden. Komme aber, wie es komme, — mögen viele die deutschen Juden als die Stiefkinder in ihrem Vaterlande betrachten und auch behandeln — die deutschen Juden werden Deutschland nie als ihr Stiefvaterland betrachten, sie werden stets bereit sein, für Kaiser und Reich Gut und Blut zu opfern.

Und so feiern wir morgen diesen großen Tag, den Verstorbenen zum ruhmvollen Andenken, den Lebenden zur liebevollen Erinnerung, den Zukünftigen zum opferwilligen Nacheifer. Deutschlands Ehre möge stets das Ziel aller seiner Söhne bilden, der Mittelpunkt, der uns alle vereint!

Was soll aus dem Sabbat werden?

Die Gefahren, die das Judentum heutzutage mehr von innen als von außen bedrohen, sind so groß und zahlreich, wie kaum zu irgend einer anderen Zeit unserer Vergangenheit. Die Klagen über Indifferentismus gegen die Forderungen der Religion, über Unkenntnis unserer Geschichte, über Mangelhaftigkeit des Religionsunterrichts und über so vieles andere sind gewiß voll berechtigt, und die Mittel durch Litteratur-Vereine, durch Vermehrung der Zahl der Religionsstunden, ja selbst durch Umformung und Beseitigung von Gebetstücken in unserem altehrwürdigen Gebetbuche haben noch ihre Heilkraft zu beweisen.

Einen wunden Punkt in unserem religiösen Leben und zwar den wundesten umgeht man mit ängstlicher Scheu, und die Frage: was soll aus unserem Sabbat, und dann was soll aus dem Judentum ohne Sabbat werden, wenn die Zahl der Geschäfte, die ihn durch Arbeitsenthaltung heiligen, von Tag zu Tag abnimmt, hat noch nicht die gebührende Beachtung gefunden, ist kaum aufgeworfen. Und doch ist das unverkennbar die traurigste Erscheinung der Gegenwart, die jeden ernstdenkenden Juden mit Sorge und Betrübnis erfüllen muß, und hier müßten die Hebel angesetzt werden, um den Sabbat, den teuersten Schatz des Judentums, zu retten. Wer kennt nicht die Mühe und Not jüdischer frommer Eltern, wenn es sich darum handelt, für ihre Kinder eine Lehrlingsstelle zu finden, wo sie am Sabbat von Arbeit befreit sind, und wie mancher Vater und wie manche Mutter sieht sich schließlich gezwungen, blutenden Herzens, die Einwilligung zur Annahme einer Stelle zu geben, wo Sabbatentheiligung und -Entweihung zur Bedingung gemacht ist. Wir dürfen diesen Zuständen gegenüber unsere Augen nicht verschließen und nicht glauben, daß durch Uebersehen und mit Stillschweigen Uebergehen der Sache genützt wird, vielmehr ist eine offene, freimütige Besprechung hier vor allem angezeigt, vielleicht zeigt der eine oder der andere einen Weg, der zur Rettung des heiligen Gutes führt.

Es ist ein trauriger Trost, daß nicht bei uns in Deutschland allein diese Klagen erhoben werden müssen, sondern daß auch aus England, wo bis vor kurzem der Sabbat in den Geschäften streng gehalten wurde, derselbe Notschrei gehört wird und eine politische Zeitung von der Bedeutung des Globe vor kurzem zu einer Auslassung veranlaßt hat, die eine ganze Predigt aufwiegt und die vielleicht auch auf deutsche Firmen zutreffend ist. Unter der Ueberschrift: Jews, the City and the Sabbat bringt sie einen Artikel, in welchem sie auf einige in der Jewish Chronicle erschienene Briefe Bezug nimmt. „Die Schwierigkeit," sagt sie, „in der City für junge Leute Stellungen zu finden, in welcher sie ihre Sabbate feiern können, nimmt von Tag zu Tag zu und wird sehr ernst. In früheren Zeiten war kein Mangel an Plätzen selbst in den achtbarsten jüdischen Firmen, sie gewährten ihren Lehrlingen alle denkbaren Erleichterungen, die religiösen Vorschriften zu beobachten, aber ihre Zahl ist stetig in Abnahme begriffen und ist bereits eine verschwindende Minorität. Es ist sogar zuweilen Juden unmöglich, eine Anstellung bei ihren Glaubensgenossen zu erlangen, gleichviel ob sie am Sabbat arbeiten wollen oder nicht. Durch ein solches Verfahren laden jüdische Arbeitgeber eine schwere Verantwortung auf sich, denn wenn sie die religiösen Vorschriften unberücksichtigt lassen, so darf man nicht erwarten, daß christliche Lehrherren und Meister sich entgegenkommender zeigen sollen. Es liegt uns jedoch fern, eine Predigt über diesen Gegenstand zu schreiben, diejenigen, die in dieser Weise handeln, würden am wenigsten auf unsere Ermahnungen hören, da sie aber wahrscheinlich nicht taub sind gegen den Hinweis auf ihr eigenes Interesse, möchten wir sie darauf aufmerksam machen, daß dieses Ausschließungssystem von keinem Gesichtspunkte aus als klug bezeichnet werden kann. Angestellte werden um so eifriger und pflichttreuer sein, wenn ihnen in diesen Zeiten der Anstrengung aller Kräfte und der Abarbeitung der Genuß eines Tages der Erholung gewährt wird. Das ist eine der Wahrheiten, deren Erkenntnis sich in der Geschäftswelt immer mehr Bahn bricht. Es ist natürlich, daß jüdische Firmen gleich anderen ihren Vorteil so weit wie möglich auszunützen suchen, aber selbst wenn sie kein höheres Streben haben, so mögen sie bei dieser Versuchung, den Sabbat in der Jagd nach Reichtum aufzugeben, wohl beachten, daß einige der reichsten Häuser der Vergangenheit und Gegenwart von den kleinsten Anfängen an aufgebaut worden sind auf dem System, das Geschäft an Sabbaten und Festtagen streng geschlossen zu haben. Es war auch damals nicht bequem, aber es mußte geschehen, und es geschah, und das Geschäft kam zur hohen Blüte. Sobald von diesem Grundsatze abgewichen wurde, folgte nicht, wie man erwartet hatte, Zunahme des Reichtums sondern das Gegenteil trat ein. Das sind Thatsachen; Beweise hierfür kann sich jeder selbst erbringen; es ist jammerschade, daß sie von den jüdischen Geschäftshäusern vollständig übersehen werden." So weit der Globe, dem wir nichts hinzufügen wollen als den Ausdruck des tiefen Bedauerns, daß Juden von Nichtjuden eine solche Strafpredigt sich müssen halten lassen. Deut. XXXII, 31.

Dr. S. K.

* * *

Die Freitagabend-Feier.

Wie ein Echo des vorstehenden Rufes klingen die folgenden Zeilen, die wir einem Aufsatz über „Innere Mission" entlehnen, die Rabb. Dr. Biach-Brüx in der Dezember-Nummer der „Jüdischen Chronik" veröffentlichte. Dr. Biach schreibt: Es läßt sich nicht leugnen, daß die jüdischen Eltern unserer modernen Zeit alles aufbieten, um ihre Kinder zu gebildeten und kenntnisreichen Menschen zu erziehen. Doch mögen unsere Kinder noch so viele Sprachen lernen, die Sprache des Herzens werden sie dann nur zu führen imstande sein, wenn von Seiten der Eltern religiöse Freude ins Herz der Kinder gepflanzt wird. Man gebe sich keiner Täuschung hin: Durch trockene Morallehren, und mögen dieselben noch so oft den Kindern gepredigt werden, wird man in den seltensten Fällen gemütvolle und felsenfeste Charaktere erziehen; die Lehrer mögen noch so oft zu ihren Schülern von der Ehrfurcht gegen die Eltern sprechen, mehr als durch alle diese Lehren und Mahnungen wird dieses heilige Gefühl geweckt werden, wenn der Vater jeden Freitag-Abend in dem sabbatlich erleuchteten Hause die Hände segnend auf das Haupt des Kindes legen wird. Mich ergreift noch heute eine heilige Scheu, wenn ich daran denke, wie mein seliger Vater die Hände segnend auf mein Haupt legte. Und dies wird gewiß bei all' denjenigen der Fall sein, die noch das Glück hatten, von ihren Eltern gesegnet worden zu sein. Es ist merkwürdig: Auf allen Gebieten des Unterrichts erkennt man, daß die Anschauung von der größten Wichtigkeit ist; nur in der Religion erkennt man dies nicht und glaubt durch abstrakte Begriffe auf das Gemüt des Kindes wirken zu können. Wer nur etwas Psychologie versteht und nur ein wenig auf das praktische Leben achtet, wird sich bald davon überzeugen, daß trockene Moralsätze noch sehr wenig geholfen haben. Vor allem müßte zum Heile unserer Kinder die Freitagabend-Feier wieder eingeführt werden. Diese Feier ist heute trotz unserer veränderten Verhältnisse möglich, ja notwendig. Ich kann es mir nicht versagen, hier die Worte der Nahida Remy anzuführen, weil dieselben auch in weiteren Kreisen nicht nur gekannt, sondern auch beherzigt zu werden verdienen. „Einmal in der Woche," so bemerkt N. Remy in ihrem lesenswerten Buche „Das jüdische Weib", „findet sich die Zeit, sich und seine Kinder aus der Niederung des Lebens zu der fröhlichen Feier eines Tages zu erheben, der in vergangenen Zeiten seine Strahlen über die ganze Woche gebreitet hat. Gesetzt aber den Fall, der übereifrig Geschäftigte käme wirklich erst um 8 Uhr nach Hause — was hindert ihn, den Rest des Abends noch feierlich zu begehen? Und sollte er nicht seiner Erschöpfung und Verdrießlichkeit besser als in rauchigen Spielzimmern, blendenden Theatern, im eigenen trauten Heim Herr werden, angesichts der festlich gekleideten Gattin, der geschmückten Tafel, des spezifischen Lichterglanzes, der froh und erwartungsvoll dreinschauenden Kinder?

Was hindert die Frau, die nötigen Vorbereitungen zu treffen, sich und das Heim und die Kinder zu schmücken, ihnen in der sinnreichen Zeremonie des Lichteranzündens ein Symbol der Weihe und der Heiterkeit zugleich ins Herz zu pflanzen?

Die Erziehung des Kindes zur Pietät und Liebe zur Religion hängt daran, und sie sollte dieser Erziehung wegen, welche die ganze Zukunft des Gemütes bestimmt, nicht eine Tagesordnung anpassen können? Einmal in der Woche?

Man hört oft die Klage, daß das Kind der Religionslehre so wenig Interesse entgegenbringe. Woher soll dasselbe kommen? Empfindet doch das Kind die Religion nur als Schullast mehr, von einem fremden Manne zu allen übrigen Aufgaben ihm aufgebürdet, statt daß die Empfänglichkeit dafür in der Familie sanft vorbereitet würde. Dazu ist die Sabbatfeier da. Bedeutungsvoller noch als für die Eltern ist sie für das Kind. Wenn es die Freude auf den kommenden Sabbat mitfühlen lernt, wenn es die geschmückte Mutter in der Vorbereitung zur Feier beobachtet, sie die Lichter anzünden sieht, ihren Segen hört, wenn es dem heimkehrenden Vater entgegeneilt, dieser mit Handauflegen das Kind segnet, alle um die gedeckte Tafel sich reihen, der Vater mit dem Segen über Wein und Brot die Weihe des Tages „Kiddusch" vollzieht, und die Familie in fröhlicher Feierlichkeit den Abend beschließt — dann ahnt das Kinderherz, was Religion ist und wird auch ihre Lehre in der weihevollen Stimmung aufnehmen, ohne die sie eine leere Formalität bleiben, gleichgiltig, wenn nicht unwillig ertragen, vielleicht gänzlich abgeschüttelt wird." Soweit Nahida Remy.

Wenn nun aber den Eltern auch dieses Opfer zu groß ist, nun dann bringen sie ihre Kinder um eine Freude, die sie ihnen weder durch Geld noch sonst irgendwie ersetzen können, dann bringen sie auch sich selbst um jene heilige Scheu und Ehrfurcht, die ehemals von jedem Kinde den Eltern entgegengebracht wurde; findet man ja heute schon Beispiele genug, daß die Kinder nicht mehr den nötigen Respekt ihren Eltern entgegenbringen. Dies kommt nicht zum geringen Teile daher, daß die Kinder alle möglichen Sprachen lernen, nur nicht die Sprache des Herzens. Wem trotz aller dieser Gründe die Feier des Freitagabends noch immer als zu großes Opfer erscheint, der möge ein schönes Wort unserer alten Lehrer beherzigen: Gott habe einst, so bemerken sie, zu Israel gesprochen: Wenn Ihr darauf achten werdet, die heiligen zur Weihe und Andacht stimmenden Lichter anzuzünden — sei es die Chanucka-, Sabbat- oder Festlichter — dann werde ich auch Euer Licht, Eure Seele fortleuchten lassen, denn die Seele des Menschen ist ein Licht in Gottes Hand." Bedenke, so sagen unsere Weisen ferner, daß zwei Engel am Freitagabend im Hause des Israeliten erscheinen, der Engel des Guten und der Engel des Bösen; ist das Haus sabbatlich erleuchtet, der Tisch festlich geschmückt, da spricht der Engel des Guten: „O, möchte doch auch am nächsten Sabbat jene freudige Stimmung in diesem Hause herrschen!" Und wider seinen Willen antwortet darauf der Engel des Bösen: „Amen! So möge es wiederum sein!" Erstrahlt aber das Haus nicht im sabbatlichen Glanze, da spricht der Engel des Bösen: „So düster, so ohne jede festliche Freude soll es wiederum am nächsten Sabbat in diesem Hause werden!" Und der Engel des Guten, sein Haupt verhüllend, antwortet weinend: „Amen!"

Und wahrlich, ich gestehe es offen, daß es mir tief ins Herz schnitt, wenn ich sah, wie gar manchmal der Engel des Bösen in die düster gewordenen Gemächer Israels einzog, und wie dann Israel mit der größten Gewissenhaftigkeit die Lichtlein um die teuren dahingeschiedenen Kinder anzündete, es dagegen beim Leben der Kinder verabsäumte, durch die heiligen Sabbatlichter freudige und weihevolle Stimmungen ins Herz der Kinder einziehen zu lassen. Möge daher die schöne und erhebende Feier des „Freitagabend" wieder eingeführt werden; diese einfache häusliche Feier wird mehr wirken als abstrakte Morallehren von Seite der Eltern oder

Lehrer. Aufgabe der Rabbiner wird es aber auch sein, sowohl auf der Kanzel als im privaten Verkehre darauf hinzuweisen, welche hohe Bedeutung eine würdige Feier des „Freitagabend“ für das Gemüt unserer Kinder hat.

Die Kleingemeinden.

II.

Wo üppiges Wachstum ist, da giebt es auch viel Seitensproß und Nebenwuchs, und Strauchwerk wie Gestrüppe verkünden die Nähe des Waldreichtums. So laufen riesige Gebirgssysteme in Hügelketten aus, bilden sich Sümpfe und Wassertümpel in der Nachbarschaft größerer Flutenbehälter — und ebenso lagern sich in unmittelbarer Nachbarschaft der großen Gemeinden kleinere Ansiedelungen von eigentümlichem Charakter ab: — die sogenannten Vorortsgemeinden, deren Verhältnisse einer eingehenden Würdigung bedürfen. Die meisten Vorortsgemeinden sind als zusammenhangloses Aggregat von Individuen, die teils das Erwerbsbedürfnis, teils die Wohnungsnot der Großstädte hierher geführt hat, auf die Welt gekommen. Ein Gemeinsinn der von den Fluten der Freizügigkeit aus aller Welten Enden herbei- und übereinandergeschwemmten jüdischen Bevölkerung ist von vornherein ausgeschlossen. Niemand hat hier liebgewordene Traditionen, niemand Jugenderinnerungen, die er an die Stätte knüpfen, niemand ein Pietätsgefühl, das die Liebe zur Heimat ersetzen könnte. Hat auch der Eine oder Andere dort seine wirtschaftliche Existenz gefunden, selbst Liegenschaften oder Güter erworben: sein Herz ist dennoch mit geringerer oder größerer Lebhaftigkeit der Gemeinde seines Geburtsortes anhänglich — und die Fremde wird ihm doch niemals zur wahren Heimat. Bei dem Mangel eines jeden Kommunitätsgefühles, kann die Stammes- und Religionsverwandschaft, deren die jüdischen Individuen sich allerdings sehr rasch bewußt werden, nur die Bildung von Vereinigungen veranlassen, aber niemals das Bedürfnis, eine Gemeinde zu bilden, lebhaft genug anfachen. So entstehen denn zuerst Andachtskonventikel, Wohlthätigkeitsvereine, die unabhängig neben einander wirken, und nicht selten in einem mehr oder weniger latenten Grolle sich gegenseitig Rivalität bereiten. Jedes Konventikel bestellt seine Ritusbeamten, erwählt sich seinen Vorstand, regiert sich oder zerstiebt, wenn die spröden und ungefügigen heterogenen Elemente sich in einander nicht zu schicken vermögen — und da bekanntlich die vereinzelten Pfeile der Widerstandskraft entbehren, so brechen und zersplittern sie rascher, als sie geschmiedet wurden.

Hierzu kommt noch die fortwährende Fluktuation, in welcher die auf- und niederwogende jüdische Bevölkerung begriffen ist, die jeder statistischen Berechnung spottet, indem sie ihr die Basis entziehet. Die jüdische Einwohnerzahl erweist zu jedem Umzugstermine ebenso erhebliche Differenzen, wie die approximative Schätzung ihrer Vermögensverhältnisse, was mit dem oben geschilderten Gefühle der Heimatlosigkeit zusammenhängt. Diejenigen Familien, welche die Wohnungsnot der Großstadt gezwungen hatte, hier ihr zeitweiliges Domizil aufzuschlagen, gravitieren natürlich nach dem Hauptorte, und geben diesem Zuge, sobald es ihre Mittel gestatten, ungesäumt Folge. Nur wenige denken im Vororte stabil zu bleiben, und auch diese nur so lange, als sich ihnen der Wohnsitz lukrativ genug erweist. Manche kommen in Dürftigkeit hierher, gelangen zu Vermögen, und kehren dann dem Vororte den Rücken, wie die reifgewordene Pflanze sich dem Düngerhaufen entringt, aus dessen Fette sie sich großgenährt So gehört denn stets die überwiegende Majorität der Vortsjudenschaft dem erbarmungswürdigsten Proletariat und dem um das Brot des Elends mit dem härtesten Geschicke ringenden Kleingewerbe an, und um diese Majorität ist das Band der Zusammengehörigkeit so locker geschlungen, daß jeder Wellenschlag des Verkehrs Mitglieder dem Reigen zuführen und entreißen kann.

Was die bemitteltere Minorität anbelangt, so betrachtet sie sich als eine Summe zufällig nebeneinander wohnender versprengter Glieder der nachbarlichen großstädtischen Gemeinde, wohin sie ihre Synagogensteuer leistet, während sie dem dissoluten Haufen um sich herum einige Almosen zuwirft. Die große Gemeinde erkennt in der Vorortsjudenschaft nur die Brutstätte des Pauperismus, der als Schmarotzerpflanze sich an den Stamm der reichen Glaubensgenossenschaft herandrängt, und ist aus allen Kräften bestrebt, sie sich vom Leibe zu halten. Die Großgemeinde w i l l diese buntscheckigen Kleingemeinden nicht organisieren noch regieren — und diese selbst können nicht selber sich regieren, und so verfallen sie der Stagnation, wie solche im Gefolge jeder Anarchie ist.

Nach jahrelangem Siechen in dieser Weise rafft sich denn doch zuweilen irgend eine hochherzige Seele in den bemittelteren Mitgliedern der Kongregation empor und versucht es, wie Cäsar, lieber der Erste im gallischen Dorfe, als der zweite in Rom zu sein, zumal als ihr das Verständnis für Komunalwesen und Organisation aufgegangen ist, und ihr gar bald einleuchtet, daß all die Wässerlein, die einzeln versickern, leicht zu einem mäßigen, aber doch immerfließenden Strome vereinigt werden könnten. Der Heilsgedanke dämmert heran, der Gedanke wird Wort, das Wort zur That — das Morgenrot der künftigen Gemeinde in dem Vorort feiert seinen Anbruch.

Der hochherzige Schöpfer der im Anbruch begriffenen Gemeinde ist in der Regel ein Mann von Energie, Opferwilligkeit und echt religiöser Gesinnung, erfreut sich eines mächtigen Einflusses, einer angesehenen sozialen Stellung und hat sich bereits auf anderen Gebieten seiner bürgerlichen und gemeinnützigen Thätigkeit den wohlverdienten Ruf erworben. Mit Recht glaubt er also voraussetzen zu dürfen, daß sein Prestige auch inmitten der eigenen Glaubensgenossenschaft von erfolgreichster Wirksamkeit sein würde, um so mehr, als sich ihm die hervorragendsten Persönlichkeiten gern anschließen und seiner Führerschaft vertrauen. Nun wird vor allem ein Statut entworfen, dessen Ausarbeitung, wie bereits erwähnt, einem Juristen übertragen wird, der das Gesetz nicht aus dem faktischen Bedürfnisse erwachsen läßt, sondern umgekehrt, die Logik der Thatsachen der reinjuristischen Formel unterordnet. Das Statut ist fertig, springt, wie Minerva gewappnet, aus der Stirne des Paragraphenjupiters, die Behörde untersucht nichts weiter als die Verträglichkeit desselben mit dem Vereinsgesetze und nun soll dieser a priori und aus der Vogelperspektive erdachte Organismus in Aktivität gesetzt werden. Was unter solchen Mißständen hätte vorausgesehen werden können, trifft ein: von Tausenden sind nicht Hundert, welche das Bedürfnis einer eigenen Gemeinde begreifen und die nicht zwangsweise zu Beiträgen verhalten werden müßten. Das Gerülle kennt keine Gemeinschaft, hier fühlt sich nicht einer in dem andern; eine Ehre der Gesamtheit, welche einen esprit de corps ausmachen sollte, ist nicht vorhanden, denn kein Mitglied hat seine Traditionen in dieser Ortschaft übernommen und jedes möchte die Gemeinde in dem

Geist und Sinne derjenigen Geburtsstadt, die die Ehre hatte, seine Persönlichkeit das Licht der Welt erblicken zu lassen, geleitet sehen. Wer kein Ehrenamt in der neu konstituierten Gemeinde erhält, erkennt darin ein verletzendes Mißtrauensvotum, das ihn zum natürlichen Gegner der Verwaltung und zum unvermeidlichen Steuerrenitenten macht. Dies hindert jedoch nicht, daß man von der vollendeten Thatsache sogleich alle Konsequenzen, die sich erst in Jahrzehnten vollziehen könnten, verlangt. Wer 6 Mk. Gemeindesteuer entrichtet, verlangt dafür: eine oder auch zwei große Synagogen, einen Gottesacker, eine unerschöpfliche Armenkasse, mehrere Unterrichtsanstalten mit den besten Lehrkräften ausgerüstet, einen wohlbestellten Prediger, einen oder mehrere Kantoren á la Sulzer und eine Tag und Nacht arbeitende Kanzlei, die zu jeder beliebigen Stunde jedem beliebigen Bettler Rede und Antwort, Rat und Geld geben solle — all' das für 6 Mk. Gemeindesteuer des Jahres. Der Titel Synagogengemeinde lockt das Proletariat und die ganze Brut des Pauperismus aus allen Genisten und Schlupflöchern hervor, das seinen Jammer ausschreiet und Hilfe heischt, während die bemitteltern Personen nur durch äußersten Zwang zur Tragung der Lasten verhalten werden können, und dies um so weniger, als die Bevölkerung in jahrelanger Stagnation vollständig undiszipliniert gelassen und niemals zur Ordnung herangezogen wurde. Die kleineren Betvereine wie ihre Kultusbeamten, erweisen sich unbotmäßig und die allerdings einsichtsvollere Repräsentanz verliert die Geduld, das Chaos zu entwirren und mit Konsequenz die Institutionen erstarken zu lassen, unternimmt die problematischsten Experimente, beschließt und verwirft wieder, was sie beschlossen, denn umtobt, umschwirrt, von tausend widersprechenden Forderungen belästigt, entsinkt ihr der Mut auszuharren — und sie befindet sich dem Graus gegenüber, wie der Zauberlehrling, der die Flut herbeigerufen und die Formel sie zu bannen vergessen hat.

Nun entstehet die Frage: Wie soll den Kleingemeinden und von wem geholfen werden? Wie ließe sich den kleingewordenen, also verarmten, wie den kleingebliebenen, also ursprünglich armen, wie den Vorortsgemeinden in ihrer Zerrissenheit wirksam unter die Arme greifen?

Was ist uns Börne?

Von Dr. J. Niemirower.

In der vorigen Nr. dieses Blattes wurde das Programm der zu Gunsten des Stipendienfonds der Lehranstolt für die Wissenschaft des Judentums veranstalteten Montags-Vorlesungen abfällig beurteilt. Die Themata stehen zunächst in keinem Zusammenhang mit dem Judentum, was man doch von einem Vortragscyklus erwartet, der vom Kuratorium einer Rabbinerschule veranstaltet wird. In der That, das Faktum, daß litterarische Unternehmungen zum Zwecke der Unterstützung jüdischer Gelehrter nicht ausschließlich der Verbreitung der Wissenschaft des Judentums dienen können, sondern sich auf die allgemeine Wissenschaft beschränken müssen, ist tief traurig. Diese Erscheinung berechtigt aber keineswegs zu einer Anklage gegen die Veranstalter von „Unterstützungs-Vorlesungen“, bei denen finanzielle Momente die Hauptrolle spielen müssen. Wenn man sich den Zweck setzt, mittelst Abhaltung litterarischer Abende u. s. w. größere Geldsummen für Jünger der jüdischen Wissenschafl zu schaffen, so ist man verpflichtet, bei der Feststellung des Programms für die Litteraturabende in erster Reihe für Themata zu sorgen, die auf die Teilnehmer solcher Veranstaltungen eine Anziehungskraft ausüben. Ueberdem sind die Montags-Vorlesungen wohl von der allgemeinen berufsmäßigen Wirksamkeit der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums, mit der ich übrigens in keiner Beziehung stehe, zu trennen. Die Montags-Vorträge und die einem ähnlichen Zwecke dienenden Vorträge, die von konservativer Seite jährlich inszeniert werden, müssen ebenfalls, wenn sie auf zahlreiche Beteiligung rechnen wollen, in einem gewissen Sinne einen nichtjüdischen Charakter annehmen. Wenn schon — wird die gestrenge Redaktion einwenden — so lasse man wenigstens die feierlichen Vorlesungen über die Antijuden, die Vorträge über Börne und Genossen!

Was ist der Apostat Börne, was sind uns seine Taufgenossen, daß wir sie einer offiziellen Besprechung würdigen sollen? Sind denn getaufte Juden, mögen sie sonst noch so berühmt sein, Forschungsobjekte der Wissenschaft des Judentums?

Diese prinzipielle Frage drückt mir die Feder in die Hand. Ich weiß mich selbstredend von jeder Vorliebe für Abtrünnige frei. Jeder Jude, der es nicht blos dem Namen nach ist, kennt keine Sympathie für Apostaten. Das jüdische Herz, in dem die heilige Asche aller Märtyrer unseres Stammes aufbewahrt ist, kennt keine Vorliebe für Leute, die dem Judentum, das Israel mit seinem Herzblut verteidigt, den Rücken gekehrt! Der jüdische Verstand läßt sich nicht täuschen, sondern sieht in jedem Austritt aus dem Judentum eine Charakter- und Pietätlosigkeit. Auch das Anstandsgefühl Israels, des ältesten Adels der Welt, fühlt sich durch einen leichtsinnigen Verrat der alten Fahne des Judentums verletzt. Denn der Anstand gebietet auch dem freireligiösen Israeliten — mit Uriel Akosta gesprochen — „zu leiden mit den Leidenden“, sich nicht zu trennen von den Bedrängten und Bedrückten, von den von allen finstern Mächten der Gesellschaft verfolgten Stammesbrüdern. Trotzdem bin ich der Ueberzeugung, daß Börne, Heine und andere Apostaten, bei denen sich, trotz ihrer unjüdischen Neigungen, großartige Züge jüdischer Geistesgröße finden, der jüdischen Geschichte angehören. Grätz hat nicht fehl gegriffen, als er sich in diesem Sinne entschied. Soll die jüdische Geschichte mehr als ein bloßes Gedenkbuch frommer Gemüter und ein Ehrenverzeichnis schöner Thaten sein, soll sie auf der Höhe der modernen Geschichtswissenschaft stehen, so gehören in dieselbe alle Charakterköpfe, auch wenn eine christliche Maske ihr wahres Gesicht verbarg. Soll die Psyche Israels erkannt werden, so müssen alle eigenartigen Gebilde, die unsere Gemeinschaft hervorgebracht hat, einer kritischen, von jeder gefühlsmäßigen Wertschätzung losgelösten Betrachtung unterworfen werden. Wie die Psychologie in der Gegenwart, besonders in Frankreich und Amerika, ihr Augenmerk den anormalen Zuständen der Seele zuwendet und so indirekt die Natur des Psychischen ermittelt, so gewinnt auch die Völkerpsychologie an Erkenntnis des jüdischen Wesens, wenn sie die anormen Verhältnisse und die ungewöhnlichen Erscheinungen Israels betrachtet.

Ich stehe allerdings nicht auf dem Standpunkt Zangwills, für den Börne-Juden die wichtigsten Gestalten unserer Geschichte sind. Ausnahmemenschen sind interessant, helfen über die Langweiligkeit mancher Geschichtsabschnitte hinweg, sind einflußreiche Faktoren, aber entscheidend für die Entwicklung eines Volkes ist die große Masse seiner gesunden Durchschnittsmenschen. Nicht die Ausnahme-Juden, sondern die

rechten und echten Juden bilden den Grundstock unseres Stammes und den Inhalt seiner Geschichte.

Dessenungeachtet muß sich die Wissenschaft des Judentums auch mit unseren uns äußerlich untreu gewordenen Brüdern befassen, wofern sie Charakteristisches an sich haben und nach einer bestimmten Seite hin die Vollendung des israelitischen Typus darstellen. Gegenstand unserer Wissenschaft ist und in unsere Geschichte gehört jeder Israelite, dessen Leistungen zum großen Teile ein Erzeugnis der jüdischen Volksseele sind.

Glauben etwa unsere Sittenrichter, daß sich die jüdische Wissenschaft nur mit denjenigen befassen darf, die ein Sittenzeugnis von ihrer Polizeibehörde oder vom Vereinsvorstande der „Ethischen Kultur“ besitzen? Hätte sich vielleicht das Kuratorium der Lehranstalt f. d. W. d. J. den Wunderrabbi von Sadagora anfragen müssen, ob Börne in den paradiesischen Gefilden weilt? Ist vielleicht Prof. Geiger verpflichtet, bevor er seinen Vortrag über Börne hält, sich zu erkundigen, ob — nach einem talmudischen Bilde — noch immer dem Grabe Börnes Rauchwolken entsteigen? Nein, ihr unerbittlichen Richter! Was ist uns Börne, was ist uns Heine? dürfen und sollen wir fragen. Nicht nur die Dankbarkeit gegen diese Männer, die ihre Löwenstimmen für unsere Befreiung von politischer Knechtschaft erhoben, die ihre schneidige Waffe gegen unseren Feind gerichtet haben, sondern auch das rein wissenschaftliche Interesse legt uns die Pflicht auf, diesen Geisteshelden im Heiligtum unserer Wissenschaft Altäre zu errichten. Es gilt zu zeigen, was sie dem Judentum verdanken, wie sie sich über bas Judentum geäußert nach der Taufe, woran sie seelisch gekrankt haben und zu welchen verderblichen Inkonsequenzen sie ihre Jugendthorheiten geführt haben. Es gilt zu zeigen, daß ihre gehässigen Auslassungen über Israel, die mit der dem jüdischen Stamme innewohnenden Neigung zur Selbstkritik zusammenhängen, sich aus ihren eigenartigen Seelenkämpfen erklären lassen. Derartige Erwägungen werden sicherlich nicht vermehren die Zahl der „getauften Nichtchristen jüdischer Abstammung“. Ich kann nicht glauben, daß jemand sich taufen wird, um — gleich Börne — von einem jüdischen Professor besprochen zu werden, oder um sich persönlich zu uberzeugen, inwieweit Börne und Heine mit ihren dreisten Auslassungen über die Wirksamkeit des Weihewassers auf verstockte Juden im Rechte waren. Börne und Heine sind, trotz ihrer großen Fehler, die wir nicht beschönigen, trotz mancher Taktlosigkeiten, die wir gleich unseren christlichen Brüdern verurteilen, Geist von unserem Geiste und Fleisch von unserem Fleische.

In dieser richtigen Erkenntnis hat der berühmte hebräische Schriftsteller Schulman in der heiligen Sprache Börne's Leben und Streben behandelt, hat Kaufmann seine allgemein anerkannte Kenntnis der jüdischen Geschichte in den Dienst der Heineforschung gestellt, durch seine interessante Ermittelung der Ahnen Heine's. Auch ein gesch. Mitarbeiter dieses Blattes, der mit Eifer und Geschick gegen die nicht getauften Apostaten in unseren Reihen kämpft, hat, wenn ich nicht irre, Heinrich Heine dem Hebräisch lesenden Publikum zugeführt.

In der Zukunft werden bei der Behandlung unserer Geschichte dieses Jahrhunderts gar viele eine Rolle spielen, die sich dem Judentum entfremdet haben, unbewußt aber in demselben wurzelten. Gewiß ist die Thatsache beschämend für unser Jahrhundert, daß so viele Abtrünnige selbst auf den Ruhmesblättern unserer Geschichte verzeichnet sind. Aber was will das sagen bei einem Jahrtausende alten Stamm, der so oft seine Anhänglichkeit an den Glauben der Väter mit seinem Blute bezeugt hat, was will das sagen in Anbetracht unserer moralisch-geistigen Errungenschaften selbst in diesem so viel beklagten und angeklagten Jahrhundert? Ein Stamm, der Heine und Börne als seine Schatten betrachtet, der sich erst die Frage vorlegt, ob diese Herren die Gallerie seiner Helden nicht verunzieren, darf sich als auserwählt preisen. Börne, Heine und andere, die in ihren reiferen Jahren so stolz auf ihre Herkunft waren, wären es in ihrer jüdischen Verehrung alles Erhabenen in noch höherem Maße gewesen, wenn sie sich bewußt worden wären, daß ihr Stamm selbst Männer ihrer Bedeutung nicht ohne weiteres in die Hallen des Ruhmes seiner Geschichte läßt.

Suum cuique.

III.

Mit sehr großen Schwierigkeiten ist die Realisierung unsrer zweiten, an die Bekenner des Christentums gerichteten Forderung verbunden, daß sie nämlich das Judentum mit ganzem Herzen anerkennen möge als eine Religion, welche ebensogut wie ihre eigne die lauterste Moral lehrt und die pädagogische Kraft besitzt, ihre Anhänger zu gerechten und guten Menschen, zu loyalen Bürgern, zu hingebenden Patrioten, zu friedfertig und brüderlich gesinnten Mitbewohnern auszubilden, denen man daher nicht ein neues Evangelium zu predigen und die man nicht zu einem neuen Glauben zu bekehren brauche, um sie etwa aus den Fesseln des Heidentums und den Banden moralischer Verwahrlosung zu erlösen.

Um einen Einblick in die Schwierigkeiten zu gewinnen, die der Erfüllung dieser zweiten Forderung im Wege stehen, braucht man nicht etwa an die große Menge zu denken, welche die absonderlichsten Vorstellungen von dem Lehrinhalte des Judentums hat, sondern man muß dabei die Elite der christlichen Intelligenz vor Augen haben. Ein sehr hoher Staatswürdenträger z. B. war frappiert in einer israelitischen Wohlthätigkeitsanstalt die Inschrift „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ zu finden und fragte, ob denn auch neutestamentliche Sprüche in öffentlichen Gebäuden der Juden angebracht werden? Unter den Professoren der Universitäten, deren Lehrfach die Bibel und die nachbiblische jüdische Litteratur bildet, ist eine objektive Kenntnis und Darstellung des Judentums kaum zu finden. Das alte Testament fassen sie in ihrer Weise auf und nicht im Geist derer, denen es nicht ein Werk hohen Alters, sondern Seele und Leben ist. Denn vom religiösen und praktischen Gesichtspunkte aus darf die Grundschrift eines Glaubensbekenntnisses nicht nach den Thaten der Philologie und Altertumskunde beurteilt werden, sondern nach der Erklärung, Ausdeutung und Auffassung derjenigen, für welche sie seit Jahrhunderten Lebensregel und sittliche Norm ist. Mit dem Geiste des Talmud sind sie durchaus nicht vertraut. Sie kennen und verstehen einzelne Sätze und Aussprüche, nicht aber immer die Methode und Gewandung desselben. Auch sind sie nicht über seine praktische Geltung stets im klaren und können nicht so leicht von einer gewissen Befangenheit sich lossagen, die sie hindert, den Talmud objektiv und aus seinem innersten Wesen heraus aufzufassen und zu beurteilen.

Es wird daher jedermann einleuchten, daß es unverdrossener Arbeit und ausdauernder Anstrengungen bedarf um unsere Forderung: „Das Judentum den Juden“, zu ver-

wirklichen, und unseren christlichen Mitbürgern ein richtiges und sachgemäßes Urteil über das Judentum, wie es in den Herzen seiner Bekenner lebt, beizubringen und ihnen einen sichern und klaren Einblick in die Entwickelung desselben zu verschaffen.

Wodurch? Welchen Weg müssen wir betreten, welche Mittel gebrauchen, welche Kräfte in Bewegung setzen, um zu diesem Ziele zu gelangen, das durchaus erreicht werden muß?

Bereits zu Ende des Jahres 1880 hat in einer Denkschrift über die antisemitische Zeitströmung, die in die Hände einflußreicher und für das Wohl des Judentums begeisterter Männer gelangte, der entschlafene Jellinek auseinandergesetzt, daß es notwendig sei, den ethischen Lehrinhalt des Judentums auf Grund der Bibel, des Talmud und der nachtalmudischen jüdischen Litteratur in einem systematischen Zusammenhange darzustellen, vorzugsweise in Beziehung auf die Familie, den Staat und die Gesellschaft, und daß eine solche zusammenfassende jüdische Ethik, welche frei und unabhängig von den verschiedenen religiösen Richtungen und Bestrebungen innerhalb der Judenheit ganz objektiv zu Ende geführt und in die wichtigsten abend- und morgenländischen Sprachen übertragen, als das verbindliche Moralgesetz des Judentums unter Vorantritt der ersten und größten jüdischen Gemeinden von Gesamt-Israel anerkannt werde.

Die Ein- und Abschnitte in der Geschichte des Judentums werden durch große litterarische Schriftwerke markiert, in denen der Geist einer jeden geschichtlichen Epoche zum Ausdrucke gelangt. So besitzen wir die Bibel, die Mischna, die beiden Talmude und die Midraschim, die religions-philosophische Litteratur, das rabbinisch-talmudische Schrifttum, die Versuche und Unternehmungen, die religionsgesetzliche Entwicklung und Ausgestaltung zu kodifizieren. Jeder dieser aufgezählten Litteraturkreise charakterisiert mit scharfen Zügen das Leben und Streben bestimmter Hauptepochen in der Geschichte des Judentums. Die Signatur unserer Zeit ist nicht der Scharfsinn in der Behandlung talmudischer Probleme oder die Kodifizierung von Gesetzen und Gebräuchen in einem Gefüge von Hauptstücken und Paragraphen, sondern die Ethik, wie sie sich im Laufe von Jahrhunderten durch das Zusammenwirken von jüdischen Weisen in den Talmuden und Midraschim, der philosophischen Denker, der angesehenen Gesetzlehrer und der frommen Moralisten entwickelt und befestigt hat. Im Punkte des jüdischen Moralgesetzes sind alle Bekenner des Judentums einig, mögen sie in zeremonieller Beziehung noch so weit auseinandergehen. Nichts ist daher imstande, das innerste Leben und Walten des Judentums in der modernen Zeit zu offenbaren als ein Moralkodex, der durch die allmähliche einmütige Anerkennung von Gesamt-Israel eine unvergleichliche Autorität erlangen würde.

Eins im Geiste, müßte er der Form nach sich abzweigen und teilen. Es muß nämlich ein großes ethisches Fundamentalwerk geschaffen werden, welches die ethischen Ideen des Judentums mit einem imponierenden geschichtlich ethischen Apparat und der größt-möglichen Ausführlichkeit nach den Anforderungen der philosophischen Systematik behandelt, und ein anderes, kleineres, welches auf gründlichen und umfassenden Studien ruhend in gefälliger, klarer und ansprechender Form, das ethische Material mit Vermeidung pedantischer Paragraphenweisheit bearbeitet. Das erstere Werk soll auf die Männer der Wissenschaft und höheren Intelligenz einwirken und denselben zum Bewußtsein bringen, wie der Strom der jüdischen Ethik durch alle Jahrhunderte rein und lauter sich ergießt, ein immer breiteres und tieferes Bett sich gräbt und wie die stellenweisen Trübungen desselben nicht von seinem Grund und Boden herrühren, sondern von den Zeitstürmen, welche ihm momentan trübe Elemente zuführten. Das letztere Werk soll sich an die gebildeten Klassen der Gesellschaft wenden und ihnen, ohne daß sie sich anzustrengen brauchen, einen Einblick in das moralische Fühlen, Denken und Handeln der Bekenner des Judentums gewähren.

Um ein solches großes, für das Wohl, die Verteidigung, die Ehre, die Ruhe und den Frieden der Juden unbedingt notwendiges Unternehmen glücklich auszuführen, bedarf es des Zusammenstrebens und Zusammenwirkens jener Männer unseres Bekenntnisses, welche teils durch Namen und einflußreiche Lebensstellung, teils durch geistige Gaben und Fachkenntnisse hervorragen. Alle aber müssen von der hohen Bedeutung dieses Unternehmens tief durchdrungen, und für die Realisierung desselben begeistert sein und gewiß verdient ein solches Werk, das berufen ist, die christliche Welt, Regierende, Staatsmänner, Gesetzgeber, Repräsentanten der Universitäten, Publizisten, Jugendlehrer, gebildete Männer und Frauen zu überzeugen, daß die Judenheit einen so reichen und wertvollen ethischen Fond besitzt, daß sie nicht der moralischen Unterstützung und der ethischen Almosen anderer Religionssysteme bedarf, daß die besten, edelsten, angesehensten und geistig tüchtigsten Männer in Israel an dessen Zustandekommen mitarbeiten, die einen, indem sie es materiell ermöglichen, die anderen, indem sie die Bausteine dazu liefern, damit Meisterhände es vollenden, und die dritten, indem sie ihren ganzen Einfluß in Bewegung setzen, damit es als der Moralkodex des Judentums oder als der ethische Schulchan-Aruch überall anerkannt werde und so als Schild gegen die feindlichen Angriffe auf die Moral des Judentums dienen könne.

Es muß ein Ende nehmen, jenes unqualifizierbare Schauspiel, daß man pädagogische Ratschläge und ethische Lehren einer Religionsgenossenschaft zu erteilen sich veranlaßt und verpflichtet fühlt, welche das Gebot der Nächstenliebe als das höchste Moralgesetz vor Jahrtausenden vernommen hat, aus deren Mitte jene Männer hervorgegangen sind, die den heidnischen Nationen dieses Gebot verkündeten, deren charakteristische Litteratur aus den trefflichsten ethischen Sprüchen und Sentenzen besteht, die in den „Sprüchen der Väter“ ein goldenes Ehrenbuch moralischer Weisheit besitzt, deren Leidensgeschichte ein beredtes Zeugnis ist für ihre moralische Stärke und Ausdauer, für die pädagogische Kraft, welche der jüdischen Moral innewohnt!

Es müssen endlich die mit fast periodischer Regelmäßigkeit, besonders auf deutschem Boden sich erhebenden Kontroversen über die Gleichwertigkeit und Ebenbürtigkeit der jüdischen Ethik mit der kirchlichen zum Schweigen gebracht und die Ueberzeugung allgemein verbreitet werden, daß das jüdische Leben und Zusammenleben mit anderen Konfessionen und Nationen von den strengsten und menschenfreundlichsten ethischen Normen geregelt wird.

Um dieses Ziel zu erreichen und den ethischen Lehrinhalt des Judentums ein für alle Mal vor periodischen Angriffen zu sichern, muß, wie gesagt, die jüdische Ethik in einem Geiste und in zweierlei Formen bearbeitet von Gesamt-Israel allmählich als der Ausdruck ihres ethischen Bewußtseins und als ihr moralischer Gesetzeskodex feierlich anerkannt und in den verschiedenen Sprachen in den höchsten, mittleren und

unterſten Schichten verbreitet werden. Dann wird man chriſtlicherſeits zur Einſicht gelangen: „Das Judentum den Juden“ oder mit anderen Worten, daß das, dem auf die Bekehrung und Belehrung der heidniſchen Völker abzielenden Chriſtentum vorausgegangene und in ſtetiger Fortbildung begriffene Judentum ſeinen Bekennern eine reine und lautere Quelle der Ethik öffnet, aus der man nur zu ſchöpfen braucht, um zu erfahren, welche moraliſche Pflichten der Familie, dem Staate und der Geſellſchaft gegenüber nach den höchſten Forderungen des abſoluten Moralgeſetzes zu erfüllen habe.

Die Juden und ihr Einfluß auf die Heilkunde.

Wir entnehmen das Folgende dem „Britiſch Medica-Journal“: „Jüdiſche Einflüſſe ſind in der engliſchen Medizin niemals zu großer Geltung gelangt, in Süd-Europa aber waren ſie einmal vorherrſchend. Aus dieſem Grunde enthalten auch engliſche Bücher keinen klaren Bericht über die Bedeutung, die den Juden in der Geſchichte der Medizin zukommt. Höchſtens weiß man, daß die Juden im frühen Mittelalter ſehr hervorragende Aerzten zu ihren Glaubensgenoſſen zählten, und daß die Aerzte der großen Kaiſer und Könige gewöhnlich jüdiſcher Abkunft waren. Wenige aber — mit Ausnahme der Geſchichte der Medizin Studierenden — wiſſen, in welchem Umfange die wahre Exiſtenz der Medizin dereinſt von den Juden abhängig war.

Dr. Richard Landau hat eben eine Geſchichte der jüdiſchen Aerzte herausgegeben, die ſelbſt für den Laien des Intereſſanten genug bietet. Nachſpürend verfolgt er das mediziniſche Talent unter den Juden von Moſes, ihrem größten Geſetzgeber, der thatſächlich ein Mitglied unſeres Standes in ſeiner höchſten und beſten Form war, denn er war Geſundheitslehrer, über Salomon, Eliſcha, Jeſaiah, Ezekiel und Jeſus, Sirachs Sohn bis zu den Eſſenes, deren aramäiſcher Wurzel-Stamm beweiſt, daß ſie urſprünglich mediziniſche Studien trieben, obſchon die Sekte ſich bald in Myſtizismus verlor. Aber erſt im erſten Jahrhundert der gegenwärtigen Zeitrechnung begann die wirklich große Schule jüdiſcher Aerzte mit Akiba und Ismael, denen um das Jahr 200 Hanina folgte. Hanina war ein Zeitgenoſſe Samuels, des großen Augenarztes und noch größeren Geburtshelfers, deſſen ärztliche Ratſchläge lange Zeit in der damals bekannten Welt als unantaſtbare Allheilmittel galten. Samuel praktizierte erſt in Patäſtina und ſpäter in Meſopotamien.

Sein Buſenfreund war Raw, ein vom ernſten wiſſenſchaftlichen Geiſte beſeelter Mann, von dem der Talmud erzählt, daß er ſein ganzes Vermögen aufwenden wollte, um Leichen zur Zergliederung zu erhalten, denn ſein Hauptziel war, ſich in der Anatomie fortzubilden. Abba Oumna und Rabbi Gamliel III. hielten im vierten Jahrhundert den Ruhm jüdiſcher Aerzte aufrecht, die im fünften Jahrhundert in Weſt-Europa geradezu allmächtig wurden. Als die Kenntnis des Griechiſchen nach und nach verloren ging, machten ſie ſich ſelbſt zu Meiſtern des Arabiſchen und erhielten einen Schlüſſel zu all den Litteraturſchätzen, die Jahrzehnte lang verſchloſſen geweſen waren. Bald nachdem Spanien von den Khalifen erobert worden war, entſtanden im achten Jahrhundert große Schulen in Afrika und in Europa, und in dieſen waren die Juden die erſten und leitenden Lehrer. Die jüdiſche Schule zu Kairo wanderte zuerſt nach Cordova, dann nach Sizilien und ließ ſich ſpäter, nachdem ſie an einzelnen Punkten des italieniſchen Feſtlandes Station gemacht hatte, in Salerno nieder, von hier gings nach Arles, Narbonne und noch ſpäer nach Montpellier und Paris. Avicenna, eine latiniſierte Form von Ebn-Sina, Ebn Zolar, der unter dem Namen Avenzoar beſſer bekannt iſt, Ibn Roſchel, oder Avenroes, und Moſes ben Maimon, genannt Maimonides, waren die berühmteſten Juden im zehnten und elften Jahrhundert. Die Geiſtlichen ſahen mit ſcheelen Augen auf die Eingriffe der Juden in die Medizin, und ſie erlangten von höherer Stelle einen förmlichen Kirchenbann gegen alle diejenigen, welche ſich von einem jüdiſchen Arzte behandeln ließen, denn das kanoniſche Recht verfügte, daß ein Jude einem Chriſten keine Arznei verabreichen dürfe. Während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts verbreiteten ſich die jüdiſchen Aerzte von Spanien über ganz Europa, ja ſie drangen ſelbſt nach dem fernen Oſten vor, denn Saad Eddula war Leibarzt und erſter Miniſter der Groß-Cham Argun. Dies war ihre Blüthezeit. Das ſpaniſche Dekret vom Jahre 1492 nötigte 160,000 von 800,000 Juden binnen 16 Wochen nach ſeiner Veröffentlichung Spanien zu verlaſſen. Etwa der zehnte Teil von dieſen nahm ſeinen Weg nach Portugal und gründete dort Schulen; der Reſt wurde zerſtreut, aber viele Tauſende ſtarben auf dem Wege. Die Verfolgung der ſpaniſchen Juden war ein Unglück, aber ein Glück war auch dabei: ſie trug dazu bei, die jüdiſche Raſſe über ganz Euroga zn verteilen und die von ihren beſten Söhnen beſeſſenen Kenntniſſe zu verbreiten. Frankreich und Italien wurden beſonders begünſtigt, und die Päpſte waren klug genug, mehrere Generationen nach der Vertreibung der Juden aus Spanien, nur jüdiſche Aerzte zu ihrem perſönlichen Dienſte zu beſtellen.“ Dr. M. Schwarz.

Feuilleton.

Der Wohlthäter.

(Nach dem Hebräiſchen des J. L. Perez.)

Sie fragen mich, warum ich nach Warſchau überſiedelt bin? — Ich mußte mich vor den Armen flüchten. . . .

Bitte, Herr — nehmen Sie ja nicht an, ich ſei ein Geizkragen, ein hartherziger Menſch, der nie eine Kopeke für wohlthätige Zwecke geben will. . . . Nein, ganz im Gegenteil. Hundert, ja tauſend Rubel ſpielen bei mir nie eine Rolle. Ich ſchenke gern. Aber — ich kann einfach die Armut nicht anſehen, die Armut mit ihrem abgehärmten, fahlen Geſicht, ihren matten, eingefallenen Augen, mit ihrem ſchwindſüchtigen Hinwanken. Gewiß, es iſt mir dies unerträglich.

Woher bei mir dieſe Empfindlichkeit, meinen Sie? Wahrhaftig — ich weiß es ſelber nicht. Wenn Sie glauben, ich ſei aus reichem, oder mindeſtens wohlhabendem Hauſe, ſo ſind Sie, lieber Freund, auf dem Holzwege. Mein ſeliger Vater war — ein Schnorrer, Synagogendiener in irgend einem gottvergeſſenen Neſt, der ſich kaum ſatt eſſen konnte, dafür aber vom Rabbiner, vom Kantor, vom „Parnaß“ und von ſonſt jedem Lumpen ſich die niederträchtigſte Behandlung gefallen laſſen mußte. Jeder durfte an ihm ſein Mutchen kühlen. Ich habe noch zwei Brüder, ſie leben noch Gott ſei Dank . . . Der eine iſt jetzt in Breſt abgebrannt worden. Ein Bettler — ich ſage Ihnen, ein Bettler. Der andere ſchnorrt ſchon ſeit Jahren, um ſeine „verjährten“ Töchter nach und nach verheiraten zu können. Unzählige beſagte Töchter ſind bereits verheiratet, natürlich an Schnorrer; aber

ein halbes Dutzend wird er noch von dieser Ware zu Hause haben. Der Teufel mag's wissen!

Unter meiner Verwandtschaft zähle ich nicht wenig Schnorrer. Wollte ich ihnen auch nur eine Thürspalte öffnen, sie würde mich rein auffressen, rein wie die Heuschrecken auffressen. Nein, wer kann Schnorrer je satt machen?

Und ich selbst? Wieviel, glauben Sie, besaß ich, als ich mich verheiratete? — Vierhundert polnische Gulden! Natürlich habe ich sie nicht von meinem Vater, dem armen Synagogendiener, bekommen. Aber ich heiratete und mein Schwiegervater versprach mir achthundert Gulden Mitgift. Vierhundert habe ich bar erhalten — der Rest in einem Wechsel, der nie eingelöst worden ist. . . .

Sie sehen also, mein Herr, daß ich selber nicht von Kommerzienräten stamme. Woher nun meine Abneigung gegen die Armen?

Ja, Sie haben keine Ahnung davon, wie die Armen einen in der kleinen Stadt belästigen. Da lebt man wie in der Oeffentlichkeit. . . . wie in einer Laterne, wie auf der Straße, wie unter dem freien Himmel! Die Fenster haben da keine Vorhänge — die Thüren keine Schlösser! Eine Privatwohnung ist eigentlich tags über und auch bis spät in der Nacht eine freie Passage; wer da will, geht ein und aus.

Da sitze ich des Morgens; ich gedenke meinen Thee zu trinken. Wer ist da? — Ach, die arme Milchfrau, die mir seit Jahren die Milch besorgt. Eine arme, kranke, immer hustende Frau. „Guten Morgen, Herr!" hustet sie.

„Wo fehlt's, liebe Frau?" — Na, eine nette Geschichte. Eine Kuh sei bei ihr erkrankt, kein Geld im Hause, um den Tierarzt zu holen. Daß sie selber krank ist und des Arztes bedurfte, merkt sie nicht, die Aermste. Sie sei eigentlich auch mit meiner Frau verwandt. Ob ich ihr nicht einen Rubel „borgen" möchte? Ich „borge" ihr den Rubel. Bin ich sie denn nun los? Bewahre! Sie hustet immer fort, unterbrochen von Dankesäußerungen. Gott möge es mir lohnen. Ihr Leben sei unglücklich und trostlos. Ich will's ihr gerne glauben; aber sie thäte besser, wenn sie ginge. Zum Glück wird sie zu meiner Frau gerufen. Diese ist schon seit Jahren krank und muß das Bett hüten. Durch ihre „Verwandte", die Milchfrau, will sie Stadtneuigkeiten erfahren. Ich glaube, durch solche läßt sich eine Frau auch vom Sterben abhalten.

Ich werde wohl jetzt meinen Thee in aller Ruhe zu Ende trinken? Da öffnet sich wieder die Thüre. Es kommt ein alter, gebrechlicher Mann. Sein Vater war in unserer Stadt Rabbiner, von seinem Gehalt konnte er sich zur Not dreimal in der Woche satt essen, aber keine Reichtümer sammeln. Und sein Sohn, der von Jugend auf gebrechlich ist, hat sich dadurch das Recht erworben, zu schnorren. . . . Er nimmt neben mir Platz und stopft sich die Pfeife mit meinem Tabak — also eine Art von Kommunismus.

Auch mein Thee scheint ihm zu gefallen. Er trinkt eine Tasse. Na, meinetwegen. Ob ich ihn dann los werde? Er macht gar keine Miene zu gehen.

„Wissen Sie was, Freund," spreche ich in meiner Verzweiflung — „ich gehe in die Synagoge!"

Mein Gast ist hochentzückt. Ein reicher Mann wie ich, der die Synagoge besucht! „Gehen Sie in Gottes Namen!" meint er; er aber wolle unterdessen bei mir bleiben, noch eine Tasse Thee trinken und ein wenig ausruhen, da es für ihn zu Hause keine Ruhe gebe. Eine wahre Xantippe habe er zu Hause, die immer keift, selbst zu nachtschlafender Zeit. Der Teufel mag wissen, was ihr diesmal in die Krone gefahren; sie habe die ganze Nacht keine Ruhe gegeben.

Was bleibt mir noch übrig? Ich lasse ihn bei meinem Thee und laufe davon.

Ich bin auf dem Wege nach der Synagoge.

„Guten Morgen!"

Ja, was ist schon wieder? Mein Schneider spricht mich an. Ob ich ihm nicht zwei Rubel „Vorschuß" geben möchte? Seine Frau sei niedergekommen, mit Zwillingen niedergekommen. Das eine Kind sei sofort gestorben, das andere thue es jetzt. Die arme Frau liege im heftigsten Fieber. Zu Hause kein Heller Geld. Na, die Melodie kennen wir schon.

Unleugbar. Er ist mein Schneider. Aber er ist nunmehr der Schnorrerei verfallen. Mit Haut und Haar verfallen. Da giebt es kein Entkommen mehr. Der Anfang ist gut. Zwillinge! Das eine sofort tot, das andere stirbt, die Mutter im Fieber. Na — gut, sehe gut. „Da haben Sie, Freund, zwei Rubel; aber lassen Sie sich ja nie wieder bei mir sehen — — —"

In Gottes Namen vorwärts! Ueber den Marktplatz. Was sehe ich da? Armut, nichts als Armut. Abgehärmte Gesichter, nackte Kinder, zerlumpte Greise, früh gealterte Frauen. Der reine Ekel!

Betrachten Sie nur die armen Weiber auf dem Marktplatz. Arme, früh gealterte Weiber. Da stehen sie halb erfroren und bieten halbfaules Obst aus. Es fällt der Schnee über sie und schmilzt gleich. Wie es da trieft! Die armen Geschöpfe hauchen sich die von Kälte steif gewordenen Finger an. Welch ein armseliges „Leben"! Nein, ich kann die Armut nicht ansehen. . . .

Ich muß Ihnen die Wahrheit sagen. Das arme Weib da, das so elend und siech aussieht — vor wenigen Jahren war sie blendend schön und prankte in ihrem jugendlich-keuschen Liebreiz! . . . . Ich war mit ihr damals versprochen. Wir trafen uns während der Feiertage vor der Synagoge und wir erröteten beide. Ich ergriff ihre Hand und sie zitterte in keuscher Schamhaftigkeit am ganzen Körper. Da kamen fremde Menschen und wir gingen beschämt von einander. . . . . Nach den Feiertagen erklärte mir mein Vater, die Sache sei zu Ende; ihr Vater sei ein Schnorrer. Die Aermste heiratete dann einen schwindsüchtigen Mann, der bald darauf starb. Jetzt bietet sie Obst feil. — — —

Neben ihr hat eine zweite arme Frau ihren Stand. Auch sie verkauft Obst. Eigentlich ist sie mit mir etwas verwandt, das heißt . . . . sie ist eigentlich sozusagen eine Kousine von mir. Es ist eine interessante, aber gewiß unschuldige Geschichte, die ich Ihnen erzählen will.

Eines Tages wollte ich mit ihrem Manne gemeinschaftlich eine Lieferung übernehmen. Wir thaten uns zusammen, jeder mit seinem kleinen Kapital, und fuhren nach der Kreishauptstadt. Auf dem Wege erkrankte mein Kompagnon; er hatte sich den Magen wohl verdorben, weshalb er in einem fort erbrach. . . . Ich kann so etwas nicht sehen; außerdem war die Reise nach der Hauptstadt dringend. Ich ordnete einen Boten nach unserer Heimat ab, während ich mit der gemeinsamen Kasse weiter reiste. Der Aermste ist später gestorben, während ich an der Lieferung reich geworden bin. Selbstverständlich habe ich der Wittwe das von ihrem Manne entnommene Geld bis auf die letzte Kopeke zurückgezahlt. Dessenungeachtet schaut mir die arme Frau stets, wenn ich vorbei-

gehe, mit thränenden Augen nach. Habe ich denn ihren Mann um's Leben gebracht?

Gott sei Dank! Nun bin ich in der Synagoge. An der Thüre nichts weiter als Bettler, die um eine kleine Unterstützung bitten!

Herr des Himmels! Wohin flüchte ich mich? Weder zu Hause, noch auf der Gasse, noch im Gotteshause wird mir der Anblick von Bettlern erspart.

Aber wie kam ich darauf, mich nach Warschau zu flüchten? Dies kam so:

Meine Frau war schon lange krank, eigentlich seitdem ich mit ihr verheiratet war oder noch früher. Sie wollte nach Warschau fahren, wo es so viele berühmte Aerzte giebt. Gut denn, sie kann ja fahren! Auf Geld kommt es mir gewiß nicht an. Aber nein, setzte sich da die kranke Frau in den Kopf, ich mußte mit ihr nach Warschau fahren; sie fürchtete auf dem Wege zu sterben, ohne mich wieder gesehen zu haben. Du lieber Himmel! Ich kann doch keine Kranken bedienen! Ich würde mir nur selbst die Schwindsucht auf dem Wege holen. Ob sie nicht lieber in Begleitung einer Wärterin fahren wollte? Nein. Sie weint Tag und Nacht. Rein zum verrückt werden.

Da hieß es mit einem Male, meine Frau sei sterbenskrank und werde wohl bald das Zeitliche segnen. Die Gemeinde nehme sich vor, mich gehörig zu rupfen. Zehntausend Rubel soll ich bezahlen. Sie wollen eine Gemeindeschule damit bauen. Zehntausend Rubel? Unsinn! Da packe ich meine Frau ein und reise lieber nach Warschau!

Die Aermste ist auf dem Wege gestorben. . . . Um die Leiche nach Warschau zu bringen hat mich mehr als zehntausend Rubel gekostet. Thut aber nichts. Ich habe doch Recht behalten. Die dort haben keine zehntausend Rubel bekommen und auch keine Schule auf meine Kosten gebaut.

In Warschau gefiel es mir unterdessen sehr. Verschlossene Häuser, Fenster mit Gardinen, keine Armen, keine Schnorrer. Natürlich gehe ich nicht nach der Nalewki-Straße, wo ich so viele Arme sehen kann. Wo ich wohne und wo ich verkehre sind keine Armen zu sehen. Da herrscht Ruhe.

Und so habe ich Bilanz gemacht.

Alljährlich gebe ich zu wohlthätige Zwecke große Summen aus. Auf einige tausend Rubel kommt es mir wahrhaftig nicht an. Zehntausend Rubel wollten sie dort von mir haben, eine Gemeindeschule zu bauen. Unsinn! Die Schnorrer hatte ich satt. Neulich aber spendete ich eine gleich hohe Summe zum Bau eines neuen Operettentheaters. Dafür bekam ich keine Schnorrer zu sehen; ich hatte es mit hübschen Damen und Kavalieren zu thun; auch kam mein Name in die Zeitung. In meiner Heimat konnte ich es mit einigen Rubeln abmachen, mit einer Pfeife Tabak, mit einer Tasse Thee. Aber die ewigen Bettler! Hier gebe ich an Vereine. Ob die Armen was davon haben? — — — Aber ich will Ruhe haben! Neulich schenkte ich eine große Summe für einen noblen Kavalier, der . . . fremde Gelder verspielt hatte und sich eine Kugel durch den Kopf schießen wollte. Er kam um zu danken. Ein vornehmer Herr; beileibe kein Schnorrer. Ich unterstütze Schauspielerinnen, Ballettänzerinnen, allerhand Vereine, manche Wohlthätigkeitsbälle mit, zahle die höchsten Preise in den Wohlthätigkeitsbazaren, werde von den schönsten Damen freundlich angelächelt, in den Zeitungen gelobt, überall eingeladen und gefeiert. Es kostet mich das ungeheure Summen, die ich gerne und mit Vergnügen spende. Eins aber thut mir wohl: Ich sehe keine armen Leute mehr!

So, deshalb wohne ich in Warschau! S. B.

Zahn um Zahn.

Erzählung aus Polens Vergangenheit.

(Schluß.)

Der König schwieg eine geraume Weile, nachdem Reb Josef bereits geendet hatte, in tiefes Sinnen verloren. Wierzynek schien in Betrachtung versunken.

„Wenn ich nicht schon von Eurer Tochter her wüßte, welche Schätze oft unter unscheinbarer Hülle in Eurem wunderbaren Volke schlummern", sagte endlich der König mit bewegter Stimme, „ich hätte es jetzt aus Eurer Rede entnommen. Ihr handeltet edel, Josef. Eure Rache, wenn es auch eine solche war, war edel. Doch nun zum Wichtigsten. Lebt er noch, mein Kind? Was ist aus ihm geworden? Wo ist er? Wo ist mein Sohn? Sprecht!"

Reb Josef schwieg, blos ein schmerzlicher Seufzer entfuhr seinen Lippen.

„Was ist das?" rief der König erschreckt, „was soll dieser Seufzer? Warum sprecht Ihr nicht?"

„Majestät", sprach Wierzynek mit traurigem Ernste, „wohl ist Grund dazu vorhanden, denn nichts Erfreuliches hat dieser Mann Euch zu melden. Aber die Zeit ist karg zugemessen und so sehr es auch angezeigt wäre, Eure Majestät zu schonen, so darf doch mit dem Reste der Enthüllung nicht mehr gezögert werden. Eurer Majestät Sohn lebt noch und ist in der Nähe, aber nur eine sehr kurze Zeit ist es Eurer Majestät vergönnt, mit ihm zusammen zu sein."

„Noch?" rief der König erschrocken, „er lebt noch? Ist denn sein Leben gefährdet? — Wie, Nikolaus, Du wußtest davon und hieltest es vor mir geheim?"

„Majestät", erwiderte Wierzynek, „als ich in dies Zimmer trat, wußte ich noch nichts, doch jetzt weiß ich alles. Möge sich Eure Majestät auf Trauriges gefaßt machen: die Stunden des Sohnes Eurer Majestät sind gezählt. Unter den verwundeten Gefangenen, die im Schlosse des Grafen Zarnowiecki ergriffen wurden, befindet sich ein schwerverwundeter jüdischer Arzt. Dieser Arzt, Majestät, ist — Amiéser, der Enkel dieses Mannes hier."

„Mein Sohn verwundet!" schrie der König schmerzlich auf, „mein Sohn unter den Verschworenen gegen mein Leben!"

„Nein, Majestät", rief hier Reb Josef, „Euer Sohn ist unschuldig. Im Hause des Grafen Zarnowiecki dadurch bekannt, daß er einst in Spanien die Gräfin auf kühne Weise von Räubershänden befreite, wurde er ihr Leibarzt. Durch einen Zufall muß die Gräfin, die ebenso unschuldig ist wie ihr Arzt, erfahren haben, welche Gefahr ihrem Manne und seinen Genossen drohe und kam, trotz ihrer Krankheit, auf ihren Arzt gestützt, in eben demselben Momente als Warnerin zu den Verschworenen, als dieselben von ihrem Schicksale ereilt wurden. Bei abermaliger Verteidigung der Gräfin erhielt Amiéser seine Wunde. Ich hingegen, ich bin schuldig, ich gestehe es ein. Durch Amiéser mit dem Grafen Zarnowiecki bekannt, nahm ich an jener Verschwörung teil, die gegen Eure Majestät gerichtet war. Eben war ich daran, meinen Lebenstraum verwirklicht zu sehen, als — o Verhängnis! — ein Schwertstoß demselben ein Ende machte — ein Ende für immer! Es ist aus! — Alles für mich zu Ende!"

Des Königs Züge wurden verstört, er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und blieb einen Moment lang unbeweglich.

„Was ihr auch gethan habt, Josef", sagte er dann, sich erhebend, „ich verzeihe es Euch. Ihr seid frei. Und nun,

Nikolaus, führe mich zu meinem Kinde hin. Ich bin auf alles gefaßt. Schnell! Schnell! Ihr Josef kommt mit. Wir zwei sind ja seine nächsten Verwandten."

„Ich bin bereit", sagte Wierzynek. „Ich bitte Eure Majestät, mir zu folgen."

Wierzynek schritt voran; der König folgte, in seinen Mantel gehüllt. Reb Josef schloß den Zug. Bald waren sie im Kerker angelangt.

Wierzynek hieß alle Mitbewohner der Zelle des Judenarztes unvorzüglich hinausschaffen. Niemand als er und Reb Josef sollten Zeugen des Zusammentreffens des Königs mit seinem Sohne sein. Wierzynek nahm hierauf eine Fackel in die Hand, gab Reb Josef eine zweite, und alle drei traten in die Zelle ein. Kaum eingetreten, schloß Wierzynek rasch die Thüre hinter sich zu und die drei befanden sich vor dem Lager des mit dem Tode ringenden Königssohnes.

„Amiéser", rief Reb Josef mit gepreßter Stimme, „mein teures Kind, Sohn meiner Esther, hörst Du mich?"

Ein leises Stöhnen des Daliegenden, eine leichte Wendung mit dem Haupte und ein halbes Aufschlagen der geschlossenen Augen war die Antwort und der Beweis, daß die Worte verstanden worden waren.

„Amiéser", sprach der Alte weiter, „ich habe Dich früher gebeten, Dich auf einen Besuch vorzubereiten, der Dich sehr aufregen wird und der die letzte Hülle des Geheimnisses, das bis jetzt über uns gewaltet, fallen lassen wird. Der Besuch ist da. Es ist Zeit, daß Du Deinen Vater kennen lernst. Hier steht er. Es ist — der König!"

Bei dem Worte „Vater" hatte sich die ermattete Lebenskraft des Sterbenden mit einem Male neubelebt. Das Blut schoß in das leichenblasse Antlitz, die Glieder dehnten sich, der Kranke fühlte mit einem Male Kraft in seinen Muskeln, er erhob sich halb von seinem Lager und richtete seine weitgeöffneten Augen spähend nach dem Winkel hin, wo die in den Mantel gehüllte Gestalt seines Vaters stand.

Bei dem letzten Worte seines Großvaters war Amiéser mit einem lauten Schrei emporgeschnellt.

„Mein Sohn!" schrie der König, auf ihn zustürzend und ihn in seine Arme schließend.

Wierzynek und Reb Josef standen stumm und gerührt da.

„Mein Sohn", rief der König nochmals, „mein lieber, teurer Sohn, wie ist Dir?"

Keine Antwort erfolgte. Das Haupt des Sohnes ruhte regungslos an der Brust des Vaters.

„Was ist dies?" rief der König erschrocken. „Um Gotteswillen!"

Wierzynek und Reb Josef traten hinzu. Der König hielt nur noch eine Leiche in seinen Armen. Er hatte in demselben Augenblicke zugleich seinen Sohn gefunden und verloren.

Den entseelten Körper auf das Lager zurücklegend, sank der König an demselben nieder. Tiefer Schmerz malte sich auf seinen Zügen, reichlich strömten seine Thränen über seine Wangen hinab, er barg sein Haupt in die Falten der ärmlichen Lagerdecke und blieb lange, lange in dieser Stellung. Reb Josef saß still und in seinen Schmerz versunken zu Füßen des Lagers, während Wierzynek stumm dastand und sich seitwärts wandte, um das Mienenspiel seines Antlitzes zu verbergen. Der starke Mann schämte sich seiner Rührung.

Eine geraume Weile war bereits vergangen seit Amiéser in den Armen seines Vaters seine Seele ausgehaucht hatte, und noch immer verharrte der König in seiner Stellung. Die Fackeln fingen an zu Ende zu gehen, und auch draußen war bereits die Nacht hereingebrochen. Besorgt wagte endlich Wierzynek ein leises Geräusch zu verursachen, um den König aus seiner Betäubung zu erwecken.

Bleich und verstört erhob sich dieser endlich.

„Es ist zu Ende", sagte er traurig, „komm, Nikolaus, laß uns gehen."

Einen letzten Blick auf das noch im Tode schöne jugendliche Antlitz seines einzigen Sohnes werfend, wankte er hinaus, gestützt von Wierzynek.

„Und Ihr, Josef?" rief Wierzynek im Hinausgehen.

„Ich bleibe hier als Totenwacht", sagte der Alte mit dumpfer Stimme.

Wierzynek und der König schritten hinaus.

„Der Judenarzt ist tot", sagte Wierzynek zu dem herbeieilenden Kerkermeister, während der König sich wieder in seinen Mantel hüllte. Sein Vater bleibt bei ihm als Wacht zurück. Demselben sind die Fesseln abzunehmen, er ist vollkommen frei und allen seinen Anordnungen bezüglich der Leiche seines Sohnes soll Folge geleistet werden."

Eine stumme und tiefe Verbeugung war die Anerkennung des Befehles. Wierzynek und der König schritten weiter.

An einer Thüre, bei der sie vorbeikamen, stand eine Frauengestalt. Totenbleich, mit abgehärmten Zügen, nur mit Mühe und gestützt auf eine Dienerin sich aufrecht erhaltend, war die ehemals blendend schöne Gräfin Jadwiga Zarnowiecka kaum mehr zu erkennen. Nur der Adel der Züge war geblieben und hatte wo möglich ein noch verklärteres Gepräge angenommen.

„Gnade, Herr, Gnade!" rief sie, als Wierzynek herankam. Dessen verhüllten Begleiter erkannte sie nicht.

„Gnade für den Schuldigen, edle Frau", erwiderte Wierzynek, „der Unschuldige bedarf ihrer nicht."

„O, es ist für einen Unschuldigen, der ihrer dennoch bedarf", rief die Gräfin. „Nicht für mich, Herr, für meinen Arzt, der, indem er mich schützen wollte, sich selbst preisgab und unschuldig leiden muß."

Der König lüftete seinen Mantel; die Gräfin erkannte ihn.

„Gnade, Majestät, Gnade!" rief sie, „Gnade für einen Unschuldigen!"

„Er ist meiner Gnade bereits entrückt", sagte der König mit dumpfer Stimme; „möge Gott mir dafür gnädig sein."

„Tot!" schrie die Gräfin schmerzlich auf, „tot, für mich! Amigo, Amigo!" Bewußtlos sank sie zusammen.

„Man rufe einen Arzt", sagte Wierzynek zu den herbeieilenden Dienstleuten „und pflege sie auf's beste. Wenn möglich, soll man sie in ihre Wohnung zurückbringen. Sie ist frei."

Der König hatte sich wieder dichter in seinen Mantel gehüllt. Ihn schauderte. Zuviel war über ihn an einem Tage ergangen. Er schritt düster davon, gefolgt von Wierzynek. —

Die Bewußtlose wurde auf ihr Lager gebracht und der schnell herbeigerufene Arzt strengte all seine Kunst an, sie wieder ins Leben zurückzurufen. Indes erst gegen Anbruch des andern Morgens kehrte das Bewußtsein in den gebrochenen Leib zurück. Aber es war nur noch mehr eine vor dem Verlöschen nochmals aufflackernde Flamme.

Mehrere Stunden lang lag sie so da, schon mehr einer Hinübergegangenen als einer Lebenden ähnlich, nur die aufgeschlagenen, mattglänzenden Augen besagten, daß ihre Gedanken noch auf dieser Erde weilten.

Da erscholl vom Korridor her, auf den die Thüre hin-

ausging, Geräusch und Schritte wurden vernehmbar. Durch
die offene Thür gewahrte man einen Zug mehrerer Männer
in jüdischer Tracht hintereinander herschreiten. Bald erschien
vor der offenen Thüre eine schwarz verhüllte Bahre, getragen
von Männern desselben Zuges. Unmittelbar hinter der
Bahre wankte eine gebeugte alte Männergestalt in jüdischer
Tracht.

Die Gräfin, durch das ungewöhnliche Geräusch aufgestört,
richtete ihren Blick nach der offenen Thür; sie sah die
Totenbahre, sie erkannte den hinterherfolgenden Reb Josef.

Wie ein Dolchstoß fuhr es ihr durch's Herz; ein krampf-
hafter Schmerz durchzuckte ihren ganzen Leib, das Auge
wurde stier.

„Amigo! Geliebter, ich komme nach!“ schrie sie mit
erlöschender Stimme auf und sank in die Kissen zurück.

Die Umstehenden eilten herbei. Sie hatte ausgerungen,
sie war tot.

Die Liebe zu ihrem Lebensretter, dem edlen, hochge-
bildeten Judenarzte, in's tiefste Innere des Herzens zurück-
gedrängt, — in der Todesstunde hatte sie sich Bahn ge-
brochen und alle von mächtigen Vorurteilen gezogenen Schranken
übersprungen. Ihre Seele folgte dem Seelengeliebten nach.

Ein stiller, einfacher Leichenzug, nach jüdischem Brauche,
bewegte sich von der Pforte des Kerkers gegen den jüdischen
Friedhof zu. Es war der Leichenzug des jüdischen Arztes
Amiéser Ben Josef. Hinter der Totenbahre wankte der alte
Reb Josef gebeugt einher. Eine Anzahl Glaubensgenossen
begleitete ihn.

Hinter dem Zuge, in geringer Entfernung, folgte eine
dicht verhüllte Sänfte bis an's Thor des Friedhofes. Dort
hielt dieselbe an und vom Eingange des Friedhofes folgte
der Insasse der Sänfte dem mit bekannter Einfachheit vor
sich gehenden jüdischen Begräbnisse. Niemand von den Mit-
gehenden hatte den Mann in der Sänfte beachtet, nur Reb
Josef hatte ihn erkannt. Es war der Vater desjenigen, der
hier zur Erde bestattet wurde — der König von Polen. —

* * *

Die letzten Szenen hatten König Kasimir's Gemüt
mächtig erschüttert und ihn mehr als je bewegt und zur
Milde gestimmt.

Die Verschworenen, die auf die strengste Ahndung ge-
faßt waren, gingen teils mit gelinden Strafen, teils gänzlich
frei aus. Das Haupt derselben, Graf Zarnowiecky, wurde
blos von der Hauptstadt verbannt. Auf seinen Gütern zurück-
gezogen lebte er noch lange Zeit, ohne sich mehr mit politi-
schen Dingen zu befassen. Durch eine zweite Ehe wurde er
Stammvater eines noch jetzt hochangesehenen polnischen Ge-
schlechtes.

Der alte Reb Josef war ganz frei ausgegaugen; für
seine fernere Existenz war reichlich gesorgt worden. Aber
für den vereinsamten alten Mann war jede Freude in dieser
Welt dahin. Nur kurze Zeit dauerte es, und er fand eine
Ruhestätte an der Seite jenes Grabes, wo mit seinem Enkel,
dem Königssohne, die Ideale seines Lebens eingebettet wor-
den waren. —

König Kasimir starb als Letzter seines Stammes und
mußte Reich und Thron seinem Neffen, dem König von
Ungarn, überlassen. Sein natürlicher Erbe, sein einziger
Sohn schlummerte unter dem Rasen auf dem jüdischen
Friedhofe.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 15. Januar.

Berliner und allgemeine Nachrichten.

— **Seine erste Versammlung** nach vollzogener Reprä-
sentantenwahl hielt am 14. d. M. der Zentralverein für die
Interessen der jüdischen Gemeinde bei Dräsel, Neue Friedrich-
straße ab. Herr Conrad Schayer erstattete daselbst das
einleitende Referat über das Thema: Vor und nach den
Wahlen. In dem über alle anfänglichen Erwartungen glän-
zenden Siege des Zentralvereins bei Gelegenheit der Reprä-
sentantenwahlen glaubt Redner den Ausdruck der festen und
bestimmten Willensmeinung aller derjenigen Elemente in
unserer Gemeinde erblicken zu müssen, welche Protest dagegen
erheben, daß durch radikale Zerstörungswut aus dem alt-
ehrwürdigen Gebäude des Judentums Stein auf Stein her-
ausgerissen werde. Nicht gegen Personen, sondern gegen Zu-
stände und Prinzipien sei der Kampf geführt worden, und
darum die jetzige Freude über den gewonnenen Sieg eine durch-
aus berechtigte. Im zweiten Teile seiner Ausführungen be-
handelte der Vortragende einige in die Praxis einschlagende
Punkte, die abgesehen von den großen und durchgreifenden
Programmpunkten des Zentralvereins zur Zeit dringend
einer Abhilfe bedürftig seien. Eine solche sei z. B. die Frage
der Beschaffung des Koscherfleisches; es müsse seitens der
Gemeindebehörden endlich einmal dem hier sich breit
machenden Unfug ein Damm gesetzt werden. Außerdem
sei zu verlangen, daß in Zukunft zu Synagogenvor-
stehern nicht mehr Leute gemacht würden, denen jüdischer
Ritus und religiöse Vorschrift eine terra incognita sei.
— Die Diskussion, welche sich an den Vortrag knüpfte,
und an welcher sich die Herren Dr. Bernfeld, Redakteur
Levin, Spiewkowski, M. A. Klausner, Conrad Schayer u. a.
beteiligten, beschäftigte sich fast ausschließlich mit dem zur
Zeit wichtigsten Gegenstande innerhalb der jüdischen Gemeinde,
der Wahl eines neuen Rabbiners. Sie wurde durch
eine von Herrn Levin eingebrachte und verteidigte Re-
solution provoziert, welche dem Wunsche Ausdruck giebt,
daß im Interesse der religiösen Institutionen der Gemeinde
eine Kraft nach Berlin berufen werden möge, die als Autori-
tät auf talmudischem und wissenschaftlichem Gebiete gelte und
auf dem Boden des traditionellen Judentums stehe. Dieser
Antrag gab Veranlassung zu längeren Debatten und wurde
namentlich von Herrn Schayer aus inneren und formellen
Gründen bekämpft. Die Resolution blieb schließlich in der
Minderheit. Jedoch dürfte noch eine weitere Versammlung
des Zentralvereins sich eingehender mit der im gegenwärtigen
Moment akutesten aller Fragen beschäftigen. (Wir kommen
auf die Rabbinerwahl-Angelegenheit noch in nächster Nummer
zurück. Red.) R. W.

— **Aus dem feindlichen Lager**. In der antisemi-
tischen Presse wird dem Kampfe gegen die christlich-sozialen
„Jungen“ große Aufmerksamkeit geschenkt. Die „Jungen“
der Naumannschen Richtung werden vor dem „Doppelspiel“
des „Vater Stöcker“ gewarnt und ermahnt, so bald als
möglich endgiltig von allen Beziehungen zu Stöcker sich los-
zusagen. Es wird auch gleich gesagt, welche Parteigeschäfte
die Antisemiten hierbei zu machen hoffen: „Die Naumannsche
Richtung würde eine sehr nützliche und zweckmäßige Ergän-
zung der antisemitischen Parteibewegung sein. Die letztere
hat bisher ihr Hauptthätigkeitsfeld in den Kreisen des Hand-

werks und des Kleinbauernstandes gefunden, während die Gruppe Naumann ihre Aufmerksamkeit den Fabrik- und Landarbeitern zugewandt hat. Daraus würde sich auch für die Reichstagswahlen eine sehr natürliche Vereinigung ergeben, sofern zwischen den leitenden Führerkreisen von hüben und drüben eine grundsätzliche Verständigung zu erzielen wäre." — Aus dem geplanten Wahlbündnis dürfte kaum etwas werden. Die christlich-sozialen „Jungen" werden sich von der jetzigen antisemitischen Bewegung schwerlich angezogen fühlen. Selbst wenn aber ein Bündnis zustande käme, würde es schwerlich lange vorhalten und bei den Wahlen ziffermäßig nicht besonders ins Gewicht fallen.

— **Statistisches.** Politische Blätter berichten nach amtlichen Daten, daß im Jahre 1891 30386 jüdische schulpflichtige Kinder in ganz Preußen vorhanden waren. Es waren staatlich angestellt 336 jüdische Lehrer und 58 jüdische Lehrerinnen. Es waren vorhanden 244 öffentliche jüdische Schulen mit 307 Klassen, 305 Lehrern und 9519 Schulkindern. Hiervon entfielen auf Ostpreußen 0, Westpreußen 21, Berlin 4, (?) Braunschweig 0, Pommern 0, Posen 87 Schlesien 26, Sachsen 0, Schleswig-Holstein 6, Hannover 51, Westfalen 23, Hessen-Nassau 82, Rheinprovinz 32, Hohenzollern 3 Schulen. 10 853 Schulkinder besuchten evangelische, 4327 jüdische Schulkinder besuchten katholische und 5704 jüdische Schulkinder besuchten paritätische Schulen; an den letzteren waren 31 jüdische Lehrer angestellt. 3491 jüdische Schulkinder wurden in Privatschulen von 125 jüdischen Lehrern und 15 Lehrerinnen unterrichtet. — Eine ältere statistische Notiz konnten die Blätter wohl nicht mehr ausgraben.

— **Chammer-Stein.** Ein hiesiges Antisemitenblatt hatte nach der Verhaftung des Freiherrn v. Hammerstein die Behauptung aufgestellt, daß der verhaftete Defraudant jüdischer Abkunft sei, und sich dabei auf den „Vorwärts" berufen. Wiener Antisemitenblätter druckten diese Nachricht unbesehen nach. Nun hatte der „Vorwärts" allerdings seinen Lesern einmal erzählt, daß Hammerstein der Abkömmling eines polnischen Juden namens Chammer alias Stein sei. Nur erschien dieser Scherz — die Bedeutung von „Chammer" ist ja bekannt — an einem 1. April! — Um einer Wiederholung dieses Scherzes zu begegnen, wollen wir die Genealogie derer von Hammerstein mitteilen: Das Geschlecht der Hammerstein war (nach Brockhaus) ursprünglich am Niederrhein, später in Hannover, Mecklenburg-Schwerin, Oesterreich u. s. w. ansässig. Die alten Burggrafen v. Hammerstein residierten auf einem den Rhein beherrschenden Felsen, gegenüber von Andernach. Ein Graf Otto v. Hammerstein war im elften Jahrhundert Gaugraf des Wetter- und Engergaues. Er lebte mit Irmgard, Gräfin von Jeringen, in einer nach damaligen Begriffen wegen zu naher Verwandtschaft verbotenen Ehe, weshalb Kaiser Heinrich II. die Trennung der Ehe verlangte und, da der Graf sich nicht fügte, die Burg belagerte und nach langer Gegenwehr auch eroberte. Diesen Stoff hat Wilbrandt in seinem Trauerspiele „Der Graf von Hammerstein" behandelt. Ein Trauerspiel über den jüngsten Hammerstein ist noch nicht geschrieben.

— **Christliche Barmherzigkeit.** Unter dem ersten Kaiserreich gebrauchte man im Rate für den öffentlichen Unterricht bei Verlesung eines Berichtes einmal den Ausdruck „christliche Barmherzigkeit". Adolf Franck, ein Mitglied des Rates, erhob sich hierauf sofort und bemerkte, daß noch vor Jesus der Pentateuch, die Propheten und der Psalmist Gefühle bekundet und Gesetze diktiert hätten, die das enthielten, was man „christliche Barmherzigkeit" zu nennen liebt. Ohne Zögern erklärte Monsignore Darboy, sein jüdischer Kollege habe vollkommen recht, die „christliche Barmherzigkeit" sei in der That die Tochter der „jüdischen Barmherzigkeit".

— **Ausweisungen in Sicht?** Das „Memeler Dampfboot" schreibt: In diesen Tagen hat der jüdische Händler und Bäckereibesitzer G. einen Ausweisungsbefehl erhalten, wonach ihm aufgegeben, binnen drei Monaten Memel resp. Preußen zu verlassen. G. war früher russischer Unterthan und ist dann naturalisierter Engländer geworden. Die Naturalisation bietet jedoch keinen Schutz gegen eine Ausweisung. Da G. schon seit etwa acht Jahren hier wohnhaft und Hausbesitzer geworden, so trifft ihn die Ausweisungsordre recht schwer. Im Herbst vorigen Jahres hatte schon ein jüdischer Zigarettenarbeiter, der gleichfalls naturalisierter Engländer ist, eine Ausweisungsordre erhalten; doch ist demselben, wie wir hören, der Aufenthalt nach Ablauf der dreimonatlichen Frist noch verlängert worden. Ob dies nur Vorboten von weiteren Ausweisungen sind? — Hier in Berlin hat die Zahl der neuerdings ausgewiesenen Juden eine beträchtliche Höhe erreicht. Höheren Orts wird versichert, daß die Maßregel sich nicht gegen Juden allein richtet, denn neulich sei sogar auch ein Katholik ausgewiesen worden . . .

— **Die jüdischen Lehrerinnen.** In unserem letzten Berichte über die Verhandlung im hiesigen Repräsentantenkollegium geschah auch eines Schreibens des Herrn Kultusministers an den Vorstand der jüdischen Gemeinde Erwähnung, nach welchem die vielbesprochene Angelegenheit der Anstellung jüdischer Lehrerinnen an den Gemeindeschulen zu Berlin, wie nicht anders zu erwarten war, nach dem Prinzip der Gerechtigkeit ihre Erledigung gefunden hatte. Dies scheint der „Staatsbürger-Zeitung" das Konzept verdorben zu haben, weshalb sie sich die Mär aufbinden ließ, der Kultusminister Dr. Bosse habe jüngst einer antisemitischen Deputation die Versicherung gegeben, daß die Verordnung des Provinzial-Schulkollegiums aufrecht erhalten würde, wonach künftighin jüdische Lehrerinnen nur jüdischen Religionsunterricht würden erteilen dürfen. Der Kultusminister nehme ebenfalls Anstoß daran, daß jüdische Lehrer oder Lehrerinnen in der Geschichte unterrichten, da es nicht angehe, daß Juden z. B. über die Geschichte der Kreuzzüge vortragen u. s. w. Hierzu bemerkt der „B. B.-C.": „Wir haben allen Grund, obige Nachricht für aus der Luft gegriffen zu halten. (Die „Staatsbürger-Zeitung" hat unseres Wissens diesen Vorwurf auf sich sitzen lassen. Red. der A. J. W.) Daß Juden über die Geschichte der Kreuzzüge unterrichten, daran hat bisher noch kein vernünftiger Mensch Anstoß genommen, da noch nie der Fall vorgekommen ist, daß ein jüdischer Lehrer in den Klassen von den Metzeleien gesprochen hätte, welche die Kreuzzügler im Jahre 1096 in vielen Städten am Rhein gegen die Juden verübt haben, welchen Metzeleien tausende und aber tausende von Menschen, Männer und Frauen, Greise und Kinder, zum Opfer gefallen sind. Darüber in der Schule zu sprechen, verbietet jedem Lehrer der Takt, wie auch ein katholischer Lehrer z. B. in den Klassen nicht über Luther abfällig sprechen wird."

— **Lehrerverein.** Die „Wissensch. Vereinigung jüd. Schulmänner zu Berlin" hielt am Sonnabend Abend ihre Generalversammlung mit wichtiger Tagesordnung ab. Es sollte über den Anschluß an den D. J. L. B. — wir behalten diese Benennung vorläufig bei, obwohl die Delegierten-

Versammlung dem Verbande einen andern Namen gegeben — beschlossen, die Vorstandswahl vorgenommen und über andere wichtige Punkte beraten werden. Der Anschluß ist von der Versammlung einstimmig und unter Hochrufen auf den Verband angenommen worden. In den Vorstand sind — fast alle einstimmig — gewählt: Dr. Adler (1. Vorsitzender), Dr. Sachs (2. Vorsitzender), G. Remak (1. Schriftführer), Dr. Fiegel (2. Schriftführer), G. Jakobsohn (Schatzmeister). — Die nächste, am 4. Februar stattfindende Versammlung wird eine außerordentliche Generalversammlung sein, da über zwei wichtige Anträge Beschluß zu fassen ist. Einer derselben lautet: Die G.-V. wolle beschließen, die Wissensch. Vereing. jüd. Schulmänner in einen Lehrerverein für die Provinz Brandenburg umzuwandeln. — Zum Gaudium unsrer Leser wollen wir einen Satz aus dem Berichte, den die gesamte gegnerische Presse über die Delegierten-Versammlung des Lehrerbundes gebracht hat, mitteilen: „Die Verhandlungen sind in allen ihren Teilen streng geheim gewesen. Vermutlich (!) haben die Frage wegen der jüdischen Lehrer an christlichen Schulen und die damit im Zusammenhange stehenden Vorgänge in Berlin eine Rolle auf diesem „Lehrertage" gespielt." — „Vermutlich" hat sich der Spürsinn der antisemitischen Presse wieder einmal gehörig blamiert, denn davon war in der Delegierten-Versammlung mit keiner Silbe die Rede. Die jüd. Lehrer haben ganz andere Sorgen.

— **Das Ghetto,** das Schreckgespenst aller „liberalen" Juden, ist jüngst in London von dem berühmten litterarischen Genre-Maler Israel Zangwill vor einer überaus großen Versammlung verherrlicht worden. Und das distinguierte Auditorium hat den Redner nicht nur nicht ausgepfiffen, sondern — es ist kaum glaublich! — mit Applaus überhäuft. Allerdings werden nur selten jüdische Angelegenheiten mit solcher Eloquenz behandelt, wie im vorliegenden Falle geschehen. Zangwill begann mit dem Anfange der Dinge und sprach davon, wie zwei Jahrhunderte nach der üblichen Zeitrechnung Juden und Christen von dem übrigen heidnischen Europa gleich gehaßt und verfolgt wurden. Er skizzierte dann die Geschichte der Juden im Mittelalter, berichtete über ihre Lage in Spanien, Deutschland, Italien und England, wo sie trotz der Austreibung schon lange vor Cromwell's formeller Aufforderung gelebt zu haben scheinen. Er zeigte dann, daß die Beschäftigung des Geldleihens und des Verkaufens „alter Kleider", die so lange den unsinnigen Begriff eines Juden ausmachte, ihnen von denen, die ihnen nun daraus einen Vorwurf machen, aufgezwungen worden sind. Die Details des Lebens im Ghetto wurden mit viel Phatos und Bilderreichtum wiedergegeben. Durch die Szenen ging hier und da ein Zug von Humor, der die Tragik der Komik, welche in jenen dunkeln, schrecklich überfüllten Straßen eng bei einander wohnen, beleuchtete. Und Glück wohnt dort auch, das Glück, welches, was immer dagegen auch von Menschen unternommen wird, nicht verbannt werden kann aus den Herzen, wo Gott lebt. Mit einem kleinen Seufzer wenden wir uns von dem frommen in Ghetto geborenen Juden, der sein Weib sein „Heim" nannte, dessen Religion sich seinem Geiste so eng wie der Taliß dem Körper anschmiegte, zur Beschauung unserer eigenen rastlosen Bestrebungen in dieser Welt. — Im Laufe seiner Geschichte brachte Zangwill viele Beweise, die die Behauptungen Carlyle's und anderer, daß es den Juden an Humor mangele, entkräftigen sollten. Zum Schlusse betrachtete er die Zukunft des Judentums. Redner stellte die Frage, ob der Jude das Ghetto überleben werde. Der Jude kann nicht nur durch seine Rasse allein erhalten bleiben. Die sozialen Barriéren, welche durch die Ghetto-Thore versinnbildlicht sind wurden weggeräumt, mit ihnen fiel die eiserne Kette, die den Juden auf den Verkehr mit seinen Glaubensgenossen angewiesen hatte. Wird das Judentum von der hereinbrechenden Flut des Kosmopolitismus weggespült werden? — Die Beantwortung dieser Frage bleibt der Zukunft überlassen. Doch als eine Nation von Priestern bietet sich uns das alte Israel dar, und seine Hoffnung liegt eben in dem religiösen Geiste, der sie allzeit durchweht — sollte sich da das Judentum vor der Apostasie Einzelner fürchten? — Wir werden vielleicht später einmal den ganzen Vortrag bringen.

*r **Lehrerkonferenz.** Am 1. Januar hielt im Kaiser-Café zu Köln der Verein von jüdischen Lehrern in Rheinland und Westfalen seine Generalversammlung ab, die von Lehrern und außerordentlichen Mitgliedern recht gut besucht war. Der Schriftführer des Vereins, Lehrer Gut-Köln, erstattete über das verflossene Jahr den Bericht, nach welchem der Verein 80 ordentliche, 400 außerordentliche und 9 Ehrenmitglieder zählt und 1600 Mark Vermögen besitzt. 200 Mark wurden als Beihilfe zum Eintritt der Mitglieder in die rheinisch-westfälische Unterstützungskasse verausgabt. Lehrer Spier-Bocholt sprach den Wunsch aus, daß allmählich sämtliche Vereinsmitglieder in diese Kasse eintreten möchten und der Verein dieselbe nach Kräften unterstützen möge, was seitens des Vorstandes bereitwilligst in Aussicht gestellt wurde. Mit lebhafter Genugthuung wurde konstatiert, daß seitens der Vorstände beider Vereine eine Verschmelzung geplant sei. Nun soll endlich das unbegründete Vorurteil mancher Kassenmitglieder gegen den segensreich und rührig schaffenden Verein schwinden! — 12 Konferenzen wurden abgehalten, bei welchen besonders der 1. Bezirk (Köln und Umgegend), sowie der 4. (Niederrhein) durch eifrige Arbeit sich auszeichneten. Für das Jahr 1896 sollen allen Bezirken folgende 3 Themen zur sorgfältigen Ausarbeitung und Besprechung aufgegeben werden: 1) Welche Methode ist die geeignetste für den Uebersetzungsunterricht im Hebräischen? 2) Was können die Lehrervereine zur Besserstellung des einzelnen Lehrers thun? 3) Wie kann eine bessere Fühlung zwischen Vorstand und Bezirkskonferenzen hergestellt werden? (Antrag Abraham-Kettwig). — Die vom Verein herausgegebene Denkschrift über die soziale Lage der jüdischen Lehrer in Rheinland und Westfalen soll allen Synagogenvorständen und Behörden der beiden Provinzen zugeschickt werden. Jedem Lehrer wurde warm ans Herz gelegt, einen Bericht über seine Lage auszuarbeiten und denselben seiner Regierung einzusenden. Eine Kommission wird besonders schreiende Mißstände zusammenstellen und auf Wunsch nähere Auskunft über diese Sache erteilen. Die Lehrer mögen sich dieserhalb an den Vereinsvorsitzenden oder an Sulmann-Köln wenden. — Eine andere Kommission sichtet die bis jetzt erschienenen Lehrpläne über den jüdischen Religionsunterricht und stellt eventuell einen neuen Plan her. Besitzer solcher Lehrpläne sind freundlichst gebeten, solche Herrn Lehrer Gut-Köln einzusenden. Portoausgaben werden vergütet. — Eine lebhafte Debatte rief die Beitrittsfrage zum D. J. L. B. hervor. Die beiden Delegierten des Vereins, die Herren Dr. Lazarus und Goldschmidt-Köln erstatteten Bericht über die am 24. und 25. Dezember in Berlin stattgehabte Delegiertenversammlung. Da betreffs der Abhängigkeit vom D. J. G. B. mancherlei Bedenken laut wurden, vertagte man diese Angelegenheit nach dem Antrage Sulmanns bis zur Osterversammlung. —

In der vom 2. Vorsitzenden, Brisch-Mülheim geleiteten Nachmittagssitzung hielt Lehrer Heilberg-Beuel einen Vortrag über den Sagenkreis des Königs Salomo und erntete reichen, wohlverdienten Beifall. In der Diskussion sprach Gut-Köln den Wunsch aus, es möchten auch die jüdischen Sagen in schönen, billigen Ausgaben den Kindern zugänglich gemacht werden. - Nachdem die ausscheidenden Vorstandsmitglieder Brisch-Mülheim und Salomon-Iserlohn durch Akklamation wiedergewählt waren und Freytag-Borcheim für die nächste Versammlung einen Vortrag übernommen hatte, schloß der 2. Vorsitzende, da Herr Dr. Lazarus in der Nachmittagssitzung zu erscheinen verhindert war, die sehr anregende Versammlung mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf den Kaiser.

*t. **Aus Oesterreich-Ungarn.** Wien, 10. Januar. (Die Zahl der Juden in Oesterreich.) Nach den Aufzeichnungen der statistischen Zentralkommission beträgt die Anzahl der Juden in Oesterreich 1 141 615, nach den einzelnen Kronländern geordnet, wie folgt: Niederösterreich 128 784, Oberösterreich 1078, Salzburg 157, Steiermark 1979, Kärnten 164, Krain 89, Küstenland 5268, Tirol 737, Böhmen 94 479, Mähren 45 324, Schlesien 10 042, Galizien 770 468, Bukowina 82 717 und Dalmatien 329. Auf je 1000 Einwohner der Monarchie kommen 47 Juden.

— (Aus Lemberg) berichtet der dortige „Israelit“ die wunderbare Mär, daß daselbst in zwei orthodoxen Synagogen, welche Eigentum der Gemeinde seien, an Sabbaten von einem Kantor und seiner „Kapelle“ Produktionen ausgeführt werden, zu denen förmliche Einladungen seitens der Synagogenverwaltung ergehen und welche gegen Eintrittskarten à 20 resp. 10 kr. zugänglich sind. Ein Programm zum „Chanukkakonzert“ lautete: „1. Marsch im chambre separée. 2. Chanukkagesang. 3. Ouverture des „Modell“. 4. Ouverture. 5. Hanerós halolu. 6. Moaus zur. 7. Ständchen aus Wien. 8. Tow lachsos. 9. Marsch Wien -Paris.“ — Marsch—aus Lemberg! wäre besser.

— (Dem finanziellen Voranschlag des Krakauer) Kultusvorstandes entnehmen wir folgende interessante Daten: Erhaltung der Schächter 9755 99 fl., Erhaltung des Friedhofes 6655 50 fl., zusammen 16 411 49 fl., für Unterrichtszwecke 1000 fl. Diese Gegenüberstellung spricht Bände. Alle Achtung vor der Pietät gegen die Toten und gegen die traditionellen Ueberlieferungen. Allein eine Kultusrepräsentanz, die für Tote und eine einzelne rituelle Institution mehr als 16 000 fl. ausgiebt, dagegen für die heranwachsende Generation, also für die kraftvoll aufstrebende Jugend, welche die Zukunft und das Leben bedeutet und welche für das Judentum zu erziehen und zu begeistern die vornehmste Aufgabe der jüdischen Gemeinden sein sollte, nur 1000 fl. verwendet, eine solche Kultusrepräsentanz richtet sich von selbst und sollte füglich zu den Toten gelegt werden. Dem sei gegenübergestellt, daß die Wiener Kultusgemeinde, die wohl auch nicht ganz auf der Höhe der Zeit und ihrer Aufgabe steht, in ihrem Jahresbudget für Unterrichtszwecke rund 70 000 fl. ausweist.

— (Die Landeskonferenz der israelitischen Distrikts-Präsidenten), die vor wenigen Tagen in Pest zusammengetreten war, beschloß, bei der Legislative und dem Kaiser um Bewilligung zur Abhaltung eines Landeskongresses der ungarischen Judenschaft nachzusuchen, wie ein ähnlicher im Jahre 1868 stattgefunden, um eine „einheitliche Organisation der jüdischen Konfession“ durchzuführen. Die Konferenz beschloß ferner die Schaffung eines Fonds zur „Förderung des Judentums in nationalem Geiste“.

— (Einsegnung von Mischehen in Ungarn.) Koposwar, 6. Januar Eine solch erregte Generalversammlung, wie die am 26. v. M. in den Lokalitäten hiesiger israelitischen Kultusgemeinde stattgehabte, hat es hier vielleicht noch nie gegeben. Anlaß zu derselben bot ein Aufruf des Grundbesitzers und gewesenen Vorstehers Adolf Kunsy an die Mitglieder der Kultunsgemeinde in Angelegenheit des Rundschreibens der Arader israelitischen Kultusgemeinde betreffend die Einsegnung gemischter Ehen. Kaum hatte Präsident Franz Bakonyi den Aufruf verlesen, als die ganze Generalversammlung — 5—6 Personen ausgenommen — in laute Eljenrufe auf den Arader Oberrabbiner Dr. Rosenberg ausbrach. Hierauf trat Herr Adolf Kunsy in schöner und schwungvoller ungarischer Rede für den Standpunkt des Aufrufes ein. Die edle ungarische Nation — hob Redner hervor — hat die Scheidewand, welche das Judentum von den übrigen Konfessionen des Landes Jahrhunderte hindurch absonderte, niedergerissen. Warum sollten wir unsererseits jetzt neue Scheidewände errichten wollen? Hierauf war Rabbiner Dr. Emanuel Herzog bestrebt, sowohl seinen, wie auch den Standpunkt der im Herbste in Budapest gehaltenen Rabbiner-Konferenz zu beleuchten und nachzuweisen, daß dieser Standpunkt der allein richtige sei. Er warnte die Generalversammlung vor einem übereilten Beschluß. Doch seine Beredsamkeit war diesmal fruchtlos: die Einsegnung der gemischten Ehen wurde mit 54 gegen 4 Stimmen zum Beschlusse erhoben. — Den braven Ungarn ist die Rezeption des Judentums zu Kopfe gestiegen. Wir wünschen, daß der Katzenjammer nicht dem Rausche gleichen möge.

*r **Aus Rußland.** St. Petersburg, 12. Januar. Das Journal „Katolitscheskoje Obosrenije“ erzählt von einem Austausch von Begrüßungsreden zwischen dem gelehrten Rabbiner im Flecken Sserozk und dem katholischen Bischof von Plozk. Letzterer wurde unerwarteter Weise bei seinem Einzug vom Rabbiner in hebräischer Sprache begrüßt. Derselbe bemerkte u. a.: „Möge Ihre Ankunft ein Unterpfand des Friedens und der Eintracht sein zwischen den Inden und den Christen und mögen sie stets des Gebotes: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“ eingedenk sein . . .“ Der Bischof dankte und bemerkte seinerseits u. a.: . . . . Inmitten des nun im breitem Strom sich ergießenden Antisemitismus, haben Sie durch diesen Ihren Schritt bewiesen, daß Sie wissen, wie oft die christliche Kirche Sie vor Ausbrüchen des fanatischen Hasses der von der evangelischen Lehre der Nächstenliebe nicht hinreichend durchdrungenen Menge geschützt hat . . . Allen sind die langjährigen Leiden und Unglücksfälle, die auf das Los Ihres Volkes entfallenen und von Hosea so prophetisch vorhergesagt worden sind — wohlbekannt. Doch giebt es auch andere Weissagungen, die Ihnen eine lichte Zukunft in Aussicht stellen, wo Sie mit allen und alle mit Ihnen sein werden. Diese Verschmelzung kann nur durch Liebe erfolgen und besteht in der Liebe. Doch hierzu bedarf es nicht nur der Liebe in Worten, sondern auch im Herzen, da nur in solchem Falle sie nicht nur ein schöner, aber leerer Klang sein wird, sondern eine Frieden und Glück schaffende Kraft. Doch eine solche Liebe kann nicht hervorgehen aus dem durch Stolz verdorbenen menschlichen Herzen. Sie wohnt nur in jenem göttlichen Quell, welchen der Erlöser der Welt hinterlassen hat. Wir brauchen nur mit empfänglicher Hand aus diesem Quell des Lebens und der Liebe zu schöpfen und Sie — zu demselben zu kommen. Und dann wird in Jerusalem der heilige

Gesang von der Einigung und auf Zion — die Hymne der Befreiung ertönen. In Ihrem heutigen Schritt erblicke ich ein Anzeichen für eine solche künftige Annäherung und deshalb flehe ich auf Sie Gottes Segen herab. — Also ein Segen unter der Bedingung, daß die Juden sich katholisch taufen lassen. Wenn sie es nicht thun — was dann? •

— Der Jahresbericht der „Allerhöchst bestätigten Gesellschaft zur Verbreitung der Aufklärung unter den Juden Rußlands" für 1894 ist soeben erschienen und legt ein beredtes Zeugnis von der ersprießlichen Thätigkeit des Vereins ab, dessen Mitgliederzahl am 31. Dezember 1894 die respektable Ziffer von 1443 erreichte. Die Gesellschaft ist jetzt in das zweiunddreißigste Jahr ihrer Existenz getreten und das Programm zeigt sehr erfreuliche Fortschritte. Man beschränkt sich nicht mehr darauf, Studierende der höheren Lehranstalten zu unterstützen, sondern ist jetzt auch bestrebt, Schulen zu gründen und die Aufklärung in den niederen Volksklassen zu verbreiten, Lesehallen zu organisieren, Lehrbücher für den Elementarunterricht zu beschaffen u. s. w., so weit es die ziemlich bescheidenen Mittel des Vereins gestatten. Zur Verstärkung der Geldmittel wurden Soiréen veranstaltet, die sehr guten Erfolg hatten. Dem Komitée der Gesellschaft ist eine historisch-ethnographische Kommission attachiert, welche unter anderem sich die Aufgabe gestellt, eine ausführliche Geschichte der Juden in Rußland zusammenzustellen. Im vergangenen Jahre hat die Gesellschaft bei der Regierung um Errichtung eines jüdischen theologischen Instituts nachgesucht. Da vor 20 Jahren die zwei Rabbinerschulen in Wilna und Shitomir geschlossen wurden, so gab es in Rußland keine speziellen Anstalten zur Heranbildung jüdischer Seelsorger, was dazu führte, daß die zur Ausbildung nach den jüdischen Seminarien in Deutschland und Oesterreich gesandten jungen Rabbinerkandidaten der russischen Sprache dann nicht mehr genügend mächtig waren. Die Regierung verhält sich sympathisch zu diesem Projekte und hatte auch den Dr. Henkel (altsprachlicher Lehrer an der hiesigen reformierten Schule) nach Deutschland delegiert, um die dortigen jüdischen theologischen Institute kennen zu lernen. Man hofft, daß diese Frage binnen kurzem in günstigem Sinne entschieden werden wird, trotzdem unsere Orthodoxen gegen diese Neuerung energisch protestieren und vor keinem Mittel zurückscheuen, um die Realisierung dieses Planes zu verhindern. Im Rechnungsjahr verausgabte die Gesellschaft 48 170 Rbl., die Einnahmen hingegen betrugen 51 255 Rbl.

— (Helle Lichtstreifen.) Nr. 1. Wie ich Ihnen vor einiger Zeit meldete, hatte der verflossene Minister des Innern Durnowo, den Bauleitungen der Eisenbahnen in Sibirien verboten, jüdische Handwerker zu beschäftigen. Diese Verordnung ist rückgängig gemacht worden, und zwar mit der Begründung, daß das Ministerium des Innern kein Gesetz finden konnte, welches diese Maßregel gegen die Juden rechtfertigen könnte. — Nr. 2. Unter Alexander III. wurde eine Verordnung erlassen, wonach die ausgedienten jüdischen Soldaten in ihren „ursprünglichen Zustand", d. h. in den früheren Kleinbürger- oder Kaufmannsstand zurückversetzt werden müssen, was solchen Juden das Recht nahm, sich überall im Reiche ansiedeln zu dürfen. Diese Verordnung machte das von Alexander II. sanktionierte Gesetz zunichte, wonach jüdische Soldaten nach Beendigung ihrer Dienstzeit das unbeschränkte Ansiedelungsrecht genießen sollen. Volle acht Jahre wirkte die gegen die jüdischen Soldaten gerichtete Verordnung, und niemand fiel es ein, dieselben als ungesetzlich zu erklären. Erst vor kurzem hob der Dirigierende Senat zu Petersburg diese Verordnung als illegal auf und setzte die ausgedienten jüdischen Soldaten in die ihnen von Alexander II. verliehenen Rechte wieder ein.

* St **Aus Amerika.** New-York, 1. Januar. Vor wenigen Wochen hielt Rabbiner Dr. Krauskopf in Philadelphia eine Predigt, welche nicht wenig Aufsehen erregte. Das Thema lautete: „Wie Juden und Christen vereint Erfolg erringen möchten" und es schienen Anklänge darin zu sein, die auf eine Verschmelzung von Judentum und Christentum hinwiesen als eine Lösung des Jahrtausende währenden Zwiespalts und zur Verwirklichung des Gedankens, daß das Eingehen von Mischehen am zweckdienlichsten dazu erscheine. Darob selbstverständlich große Aufregung nicht nur in konservativen Kreisen, sondern auch innerhalb seiner eigenen Gemeinde, da man, so reformfreundlich die Leute auch gesinnt sein mögen, an ein Aufgeben des jüdischen Religionsgedankens nicht denken kann. Nun veröffentlicht Dr. Krauskopf einen Brief an seinen Freund Morris Neuburger, worin er seine Stellung genau definiert und welcher ein gewisses Interesse hat. Der Brief lautet: „In Erwiderung Ihrer Anfrage beeile ich mich, zu erklären, daß von dem Tage an, an welchem ich die jüdische Kanzel betrat, ich blos ein Ziel kannte, und das war: als jüdischer Lehrer von der jüdischen Kanzel das reine Judentum — das Judentum der Propheten Israels — den Juden zu lehren und die Stellung des Juden in den Augen der Nichtjuden zu erhöhen. Ich bin von diesem Kurse nie abgewichen, habe nie gewankt und in der Förderung der mir gestellten Aufgabe habe ich meine besten Kräfte eingesetzt. Außer der Selbstbefriedigung, mein bestes in dieser Richtung gethan zu haben, besitze ich weiter nichts auf dieser Welt — obschon ich in den besten Mannesjahren stehe. — Uebelwollende und schlecht Unterrichtete anderer Gemeinden und Mitglieder meiner eigenen Gemeinde, welche mich mißverstanden, haben nicht gesehen, daß ich von einer bloßen Theorie spreche, von einem Traume, welcher vielleicht in tausend Jahren zur Verwirklichung gelangen mag, von dem, was möglich sein könnte, wenn der Christ zuerst seine Christologie aufgeben würde. Diese sind es, die das Geschrei erheben, als ob ich den Uebertritt zum Christentum befürwortete, die Anbetung Jesu und das Eingehen von Mischehen. Ich bin bereit, den vollständigen Text meines Vortrags zum Schiedsrichter zwischen mir und meinen Anklägern zu machen. Ich bin bereit, mein gesprochenes und geschriebenes Wort während meiner Vergangenheit, sowie meine Handlungen als Zeugen auftreten zu lassen; sie mögen für meine Loyalität an der Sache des unverfälschten Judentums und die besten Interessen der Juden sprechen. Sie mögen Kunde davon geben, ob ich die Ergebung des Judentums an das Christentum — wovon ich nie geträumt — je befürwortet hätte. Mögen diese sprechen, ob ich je für die Ehe eines Juden mit einer Nichtjüdin, oder Jüdin mit Nichtjuden, welche nicht vorher unseren Glauben adoptierten — eine Einsegnung, die von mir vorgenommen — eingetreten wäre. Mögen diese aussagen, ob die Anbetung Jesu oder irgend eines Menschen, irgend eines Wesens, außer Gott — wovon ich auch nie eine Ahnung hatte — je von mir angedeutet wurde. Und deren Entscheidung soll für mich maßgebend sein." — Und so weiter. Das kommt aber davon, wenn man das, was man „träumt" auf die Kanzel bringt und wenn man, sobald die wachen Zuhörer sich auf Traumdeutung nicht einlassen wollen, sagt, daß man ganz etwas anderes gemeint habe und „mißverstanden" worden sei.

Hier und dort.

— Berliner Vereins-Chronik. Der Militär- und Sanitätsverein „Deutsches Vaterland“ feierte sein erstes Stiftungsfest im „Deutschen Hof“, Lukauerstr. in glänzender Weise. Etwa 1000 Personen waren anwesend. Die Festrede, die mit einem Hoch auf den Kaiser schloß, hielt Rechtsanwalt und Lieutnant Guttfeld. Der Verein selbst zählt zur Zeit über 600 Mitglieder; unter ihnen bemerkte man Offiziere, Stabsoffiziere, Juristen, Aerzte und viele Herren der Großkaufmannschaft, alle verkehrten kameradschaftlich untereinander. — Der Verein „Gemilus Chassodim“ feierte am Sonntag in Dräsels Festsälen, Neue Friedrichstr., sein 13. Stiftungsfest, an welchem mindestens 400 Personen teilnahmen. Die Vereine mit gleicher Tendenz hatten Deputationen entsandt, die eine ehrende Aufnahme fanden. Beim Beginn der sog. Kaffeepause sprach Herr Dr. J. Moses einen von ihm verfaßten Prolog und der unermüdliche Vorsitzende des Vereins, Herr J. Rosenthal Worte der Begrüßung an die Mitglieder und Gäste. Es folgten alsdann musikalische und deklamatorische Vorträge, zum Teil von künstlerischem Werte. Das schöne Fest hat dem strebsamen Vereine neue Freunde und Anhänger zugeführt.

— Unter mehreren Preisaufgaben, welche dieser Tage von der Berliner Universität gestellt worden sind, lautet das Thema von der theologischen Fakultät wie folgt: „Die Aufgaben des vierten Evangelisten über die jüdische Sitte und das jüdische Land.“ Der Preis für die Lösung der Aufgabe besteht aus 900 Mk. Die Ablieferungsfrist läuft bis zum 1. Mai.

— Dr. Moritz Kirschstein feierte am 10. d. M. seinen 70. Geburtstag. Seit 28 Jahren Direktor der ersten Religionsschule der hiesigen jüdischen Gemeinde, hat er an dem geistigen Leben seiner Zeit stets den regsten Anteil genommen. Etwaigen Ovationen, die zweifellos nicht ausgeblieben wären, hatte der Jubilar sich durch eine Reise entzogen.

— Es verlautet, der Oldenburgische Landrabbiner, Herr Dr. Mannheimer beabsichtige, beim Staatsministerium die Verlegung seines Wohnsitzes von Oldenburg nach Jever zu beantragen.

— Im hohen Greisenhalter hat sich der Nestor der elsässischen Rabbiner, Herr Dreyfuß aus Zabern, Vater des Oberrabbiners der Stadt Paris, nach langjähriger, gesegneter Wirksamkeit in den wohlverdienten Ruhestand versetzen lassen.

— Der Gemeinderat zu Metz hat in seiner vorletzten Sitzung 5000 Mk. als Beisteuer zur Anschaffung einer Orgel in der Synagoge daselbst einstimmig bewilligt.

— In Sachsen erfolgte im Jahre 1894 nur ein Uebertritt zum Judentum, während 20 Juden zum Christentum übergetreten sind.

— Zur Ehrung des seligen Dr. Joel Müller, der in Ungar. Ostra seine Thätigkeit als Rabbiner begonnen und 16 Jahre hindurch fortgesetzt, veranstaltete der Vorstand dieser Gemeinde eine Gedächtnisfeier. Rabb. Dr. Emanuel Lenke hielt die Gedenkrede, in welcher er den Verewigten als Mensch, Gelehrten und Priester der jüdischen Wissenschaft feierte.

— Eine Deputation des Kriegervereins in Samotschin hat am 7. d. M., dem 25jährigen Todestage des im Kriege gegen Frankreich im Lazareth zu Chatenois vor Belfort verstorbenen Sekondelieutenants Sali Cohn, dessen Leiche seinerzeit nach seiner Heimatstadt übergeführt worden ist, einen Kranz mit weißer Atlasschleife und der Widmung: „In dankbarer Erinnerung der Kriegerverein“ auf seinem Grabe niedergelegt und dasselbe mit Tannen geschmückt.

— In Stolberg fand jüngst ein jüdisches Begräbnis statt. Eine große Menge Zuschauer hatte sich dazu eingefunden. Leider aber benahm sich ein Teil dieser Zuschauer in einer Weise, wie man es nicht hätte für möglich halten sollen. Der Trauerzug wurde vielfach verhöhnt; als derselbe auf dem israelitischen Friedhofe anlangte, erreichte der Lärm seinen Höhepunkt. Ja, als der gebeugte Gatte am Grabe zusammenbrach, sollen Steine und Erde nach ihm geworfen worden sein. Wir konnten und wollten vorstehenden sensationellen Bericht fast nicht glauben, aber die katholische „Volkszeitung“ bestätigt denselben. Sie bezeichnet das Verhalten des Pöbels am Friedhofe als geradezu „kannibalisch“ und fügt hinzu, daß die verstorbene Frau sowie die ganze Familie allgemein geachtet und beliebt gewesen. Die Entrüstung unter der Einwohnerschaft Stolbergs ist denn auch allgemein.

— Wie s. Z. berichtet, war gegen den Wiener Zeitungs-Antisemiten Ernst Vergani (Vergannew nennt ihn der Ghettowitz) eine Denunziation wegen Unterschlagung, begangen in seiner Eigenschaft als Bürgermeister von Mühldorf, eingegangen und die Untersuchung eingeleitet. Jetzt ist das Verfahren gegen ihn eingestellt, aber nicht etwa, weil seine Unschuld erwiesen, sondern weil das Vergehen verjährt und die unterschlagene Summe ersetzt worden ist.

— In Wien begann am 14. d. M. der Schwurgerichtsprozeß gegen den Pfarrer Deckert, den bekannten Antisemiten, welcher in zahlreichen Predigten durch Propagierung des Märchens vom Bluttriuale zu Feindseligkeiten gegen die Juden aufreizte. Der Angeklagte wurde freigesprochen.

— Auf dem von Libau mit jüdischen Auswanderern in Hull angelangten Dampfer „Hermann“ erstickten sechs Personen, welche ohne Fahrschein die Fahrt nach England unternahmen.

— Herr S. H. Goldschmidt in Paris, Vorsitzender des Zentral-Komitee der „Alliance Israélite Universelle“, hat einen erneuten Beweis seiner Hochherzigkeit gegeben. Vor einer Reihe von Jahren wurde vom Zentral-Komité ein Fonds geschaffen, dessen Zinsen zur Gewährung von Unterstützungen und Pensionen an die Lehrer der Alliance-Schulen und deren Hinterbliebenen bestimmt wurden. Diesen Fonds, welcher am Ende vorigen Jahres die Höhe von 81,000 Frks. erreichte, hat Herr Goldschmidt nunmehr mit einer Schenkung von 200,000 Frks. bedacht und so zu einem wirklich leistungsfähigen gestaltet.

— Ein jüdischer Offizier. In dem Gefecht bei Amba Aladschi, das die „Kreuzzeitung“ einen „der glücklichsten militärischen Erfolge der Geschichte“ nennt, war es ein jüdischer Offizier, Adrien Issel, aus Genua, der seit 1887 in Afrika ist, und wesentlich zum Ausgang des Kampfes durch seinen Mut und seine Tapferkeit beigetragen hat. Hoffentlich übersieht die „Kreuzzeitung“ diese Bemerkung nicht!

— Sir Julian Goldsmid das bekannte Mitglied des englischen Parlaments, ist am 7. d. M. in Brighton gestorben. Der Entschlafene war einer unserer hervorragendsten Glaubensgenossen in England. Erst vor kurzem in den Geheimrat der Königin berufen, legte er wegen zunehmender Krankheit die Stelle des Präsidenten der Anglo Jewish Association nieder, die er jahrelang bekleidet hat. Im Parlament war er liberal-unionistischer Vertreter für Süd-Saint Pancras.

— Heiteres. Der Bankier Tausendmeier zeigt einem Freunde seine neue Wohnung. Beim Eßzimmer angelangt, erklärt er: „Meine Frau hat schon ausgemessen: hier können — „Gott behüt! — vierzig Personen speisen.“

— Litterarische Notiz Die günstige Aufnahme, welche „Die Geschichte der Juden in Rom, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart (2050 Jahre)“ von Dr. A. Berliner im In- und Auslande gefunden hat, veranlaßt den Verfasser, dem vielfach an ihn gerichteten Wunsche nach einer Preisermäßigung für Gemeinden- und Vereinsbibliotheken, Rabbiner und Lehrer zu entsprechen, sodaß das Buch (2 Bände) nunmehr direkt vom Verfasser (Dr. A. Berliner in Berlin, Krausnikstraße 21) gegen Einzahlung von 5 M. 30 Pf. (statt 10 M.) bezogen werden kann.

Brief- und Fragekasten.

— **Titel und Inhaltsverzeichnis des vor. Jahrganges erscheinen nächste Woche.**

— **Die Januar-Nr. des „Jeschurun“ wird der nächsten Nr. der A. J. W. beigelegt werden.**

— **Erst die nächste Nr. unsres Blattes kann an unsre geehrten Expeditions-Abonnenten unter Nachnahme gesandt werden.**

— Inbetreff der Beilage „Jeschurun“ mache ich den Vorschlag, im homiletischen Teil ausschließlich Festpredigten und Kasualreden zu bringen, also keine Sabbatpredigten und keine Betrachtungen, da diese von Lehrern in kleinen Gemeinden, für die die Reden doch wohl hauptsächlich bestimmt sind, nicht benutzt werden können. Ich höre auf den Konferenzen im Privatgespräch oft die Klage, daß trotz der großen Anzahl von Predigtsammlungen immer noch Mangel an kurzen und guten Festpredigten und Kasualreden ist, die sich für kleinere Gemeinden eignen, weshalb ich mich auch veranlaßt gefühlt habe, meine Grabredensammlung herauszugeben. J. Gossel-Camen.

(Wir sind ganz Ihrer Meinung. Red.)

— Auf die Anfrage des Herrn M. P. Filehne, welches Theaterstück für Purim wohl das geeigneste wäre, kann ich folgendes aus Erfahrung — schon 2 mal aufgeführt mit meinen Schulkindern — als witzig und effektvoll bezeichnen: I. „Ein Purim beim Schwartauer Raw“, Posse mit Gesang in Knittelversen. II. „Der Wunderarzt“ Humoristisches Intermezzo von Frau Dr. E. in L. Zu haben bei J. Kauffmann, Frankfurt am Main zum Preise von 50 Pfg.

S. Mannheimer, in Wolbeck (Westf.)

— Hrn. M. P., Filehne. Als passendes Purimspiel wird „Die lebende Megilla“ von Jussuf empfohlen. Das Heft ist s. Z. bei J. Saenger, Hamburg, Gerhofstr. erschienen. Im übrigen verweisen wir auf das Inserat in der heutigen Nr.

Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens.

Ordentliche Versammlung

am Dienstag, den 21. Januar 1896, Abends $8^1/_4$ Uhr präcise
im Saale
des Hôtel Imperial, NW., Unter den Linden Nr. 44.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Herrn Rechtsanwalt **Hugo Sonnenfeld:** „Die staatsbürgerliche Stellung der Juden in Theorie und Praxis.“
2. Diskussion. 3. Geschäftliches.

Der Vorstand.

Gäste, welche durch Mitglieder eingeführt werden, haben Zutritt. Weitere Eintrittskarten stehen den Mitgliedern auf dem Bureau Kronen-Straße 22 II. zur Verfügung.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 17. Januar in allen Synagogen Abends $4^1/_2$ Uhr.

Sonnabend, den 18. Januar in der alten Synag. Morgens $8^1/_2$ Uhr, in den übrigen Synagogen Morgens 9 Uhr.

Festpredigt zur Jubelfeier der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Vormitt. $9^1/_2$ Uhr: Alte Synagoge, Hr. Rabb. Dr. Stier, Vorm. 10 Uhr: Neue Synagoge, Hr. Rabb. Dr. Weisse. Kaiserstr.-Synagoge, Hr. Rabbiner Dr. Rosenzweig, Lindenstr.-Synag. Hr. Rabbiner Dr. Maybaum.

Abendgottesdienst 5 Uhr.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte Synag. u. Kaiserstr.-Synag. Morg. 7 Uhr. Neue Synag. u. Lindenstr.-Synagoge Morg. $7^1/_2$ Uhr, Abends in allen Synag. 4 Uhr.

Vakanzen.

Polajewo (Posen). Sof. Rl. Sch. Geh. 700—750 Mk.

Bartenstein (Ostpreuß.) Zum 1.4. Kultusb. Fix. 1000 Mk. u. Nbk.

Elbing. Zum 1. 4. I. K., Sch. Fix. 1800 Mk.

Ahaus (Westf.) Sof. od. 1. 4. sem. geb. L., K., Sch. Fix (Anfangsg.) 900, Nbk. 300 Mk. u. fr. Wohn. Kabb. v. orthod. Rabb. Meld. an M. Bendix.

Osann (Bz. Trier). Zum 1. 2. Rl., K., Fix 600 Mk., Nbk. u. fr. Wohn. Polen ausgeschlossen. Meld. an Nath. Ermann.

Thiengen (Baden). Baldigst sem. geb. unverh. Rl., K., Sch. Fix 800, Nbk. 400 Mk. Meld. an Bezirkssynagoge, Gailingen.

Verein für Arbeitsnachweis.
Kloster-Str. 44.

Geschäftszeit 9—12 u. 3—7.
Fernsprecher 5. 3366.

Wir haben folgende Stellen zu besetzen:

Adressenschreiber.
Schuhmacher für Reparaturen.
Technikerlehrling.
Kürschnergehülfe.
Mechanikergehülfe.
Laufbursche.
Drechslerlehrling mit völlig fr. Station nach auswärts.
Comtorist, auch als **Reisender** geeignet, nach auswärts.
Reisender für Tabak u. Cigarren, aus der Branche.
Kellner für Hôtel oder Restaurant.
Schlosser auf Schnitt und Stanzen.
Decorationsmaler.
Barbier und **Friseur.**

Bewerber wollen sich unter Vorlegung von Zeugnissen schleunigst melden. Die Vermittelung des Vereins erfolgt **vollständig kostenlos.**

Der Vorstand.

Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

Die Reise-, Hotel- u. Verpflegungs-Gesellschaft

„COURIER“

(Gesellschaft mit beschränkter Haftung)

gewährt in den Monaten Juni, Juli, August 1896 für den

Gesamtpreis von 105 Mark,

der auch in Raten gezahlt werden kann,

Jedem, der von einer deutschen Eisenbahnstation aus die Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896 besuchen will,

1. Eisenbahnfahrt (3. Klasse) nach Berlin und zurück;
2. für die Dauer eines 7tägigen Aufenthaltes in Berlin;
   a) gute Wohnung und Bedienung;
   b) vortreffliche Verpflegung (Frühstück, Mittagessen von 3—5 Gängen, Abendbrot) in den besten Restaurationen auf dem Ausstellungsplatz wie in der Stadt, nach freier Wahl des Besuchers.
   Auf Wunsch: rituelle Verpflegung.
   c) täglichen Eintritt in die Ausstellung,
   d) Beförderung zur Ausstellung und zurück,
   e) allabendlich Eintritt (Parkett) in ein Theater, Konzert oder sonstiges Vergnügungslokal ersten Ranges.
   f) freie ärztliche Behandlung im Erkrankungsfalle,
   g) Unfallversicherung.

Die Checkbücher des „Courier“ sind übertragbar.

Wer seinen Aufenthalt in Berlin verkürzt, erhält pro Tag 9 Mk. zurück.

Alle Anmeldungen und Einzahlungen sind zu richten an die

Direktion des „Courier“, Berlin W., Unter den Linden 15.

Die eingezahlten Gelder werden bei der Deutschen Bank hinterlegt.

Der „Courier“ ist in seinen Zielen von der Leitung der Berliner Gewerbe-Ausstellung wärmstens empfohlen.

Der „Courier“ hat über 600 Agenten in Deutschland.

Der „Courier“ giebt den **„Ausstellungs-Courier“, Organ für die Besucher der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896,** heraus, der alle die Besucher der diesjährigen Ausstellung interessierenden Nachrichten enthält, Auskünfte erteilt und regelmäßig in Tausenden von Exemplaren an unsere Agenten und Abonnenten versandt wird.

Der „Courier“ hat Teilnehmer in den verwöhntesten Kreisen gefunden.

Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

Berliner Corset-Fabrik
W. & G. Neumann

Inhaber: **William Neumann.**

Fabrik und Hauptcomtoir:

Kaiser Wilhelmstr. 19a.

Filialen in allen größ. Städten Deutschlands.

Filialen in Berlin:

König-Straße 43-44.	Dresdener-Str. 30a.
Friedrich-Straße 103.	Chaussee-Str. 114.
Alexander-Straße 55.	Wilsnacker-Str. 11.
Kurfürstenstr. 81a.	Kaiser Wilhelmstr. 19a

Auswahlsendungen auf Wunsch bereitwilligst zugesandt.



Fernsprecher 3521 Amt V. Gegründet 1878.

Gelegenheitskauf.

Möbel, Spiegel u. Polsterwaren

Pianinos, Bilder, Teppiche, Gardinen, Portieren, neu, sowie wenig gebraucht, stets am Lager. — Billige Preise.

S. Goldstaub,

Zimmerstr. 3/4.

Telephon: Amt I., 1350.

Fette Gänse per Pfund 55 Pfg.
„ Enten „ „ 65 „
„ Puten „ „ 68 „
„ Hühner „ „ 60 „
versendet alles franco
A. Koppelkorski, Prostken O.-Pr.

כשר כשר **Geflügel** empfiehlt **A. Lange,**
Central-Markt-Halle Stand 133.

Geldschränke 125 Mk. Fabrik **E. Bernstein,**
Neue Schönhauserstr. 14.

Glaserei für Bau u, Reparaturen schnell u. billig.
Lebrecht Stier, Hagenauerstr. 10.

Vergolder für Gemälderahmen, Neuvergoldg. u. Bildereinrahm. **G. Redel,** Victoriastr. 23.

Israelitische Heil- und Pflege-Anstalt

für Nerven- und Gemütskranke

zu Sayn bei Coblenz a. Rhein

Bestand seit 1869.

Gesonderte Abteilungen für 150 Kranke beider Geschlechter.

Prospekte durch die Unterzeichneten

W. Jacoby. Dr. Behrendt. Dr. Rosenthal

Verantwortlicher Redakteur: Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW. 7, Friedrichstr. 94. Exped.: Gr. Hamburgerstr. 21.

